

ALBERT SCHWEITZER  
**RUNDBRIEF 2023**

JAHRBUCH FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

# Humanität in Denken und Tun!

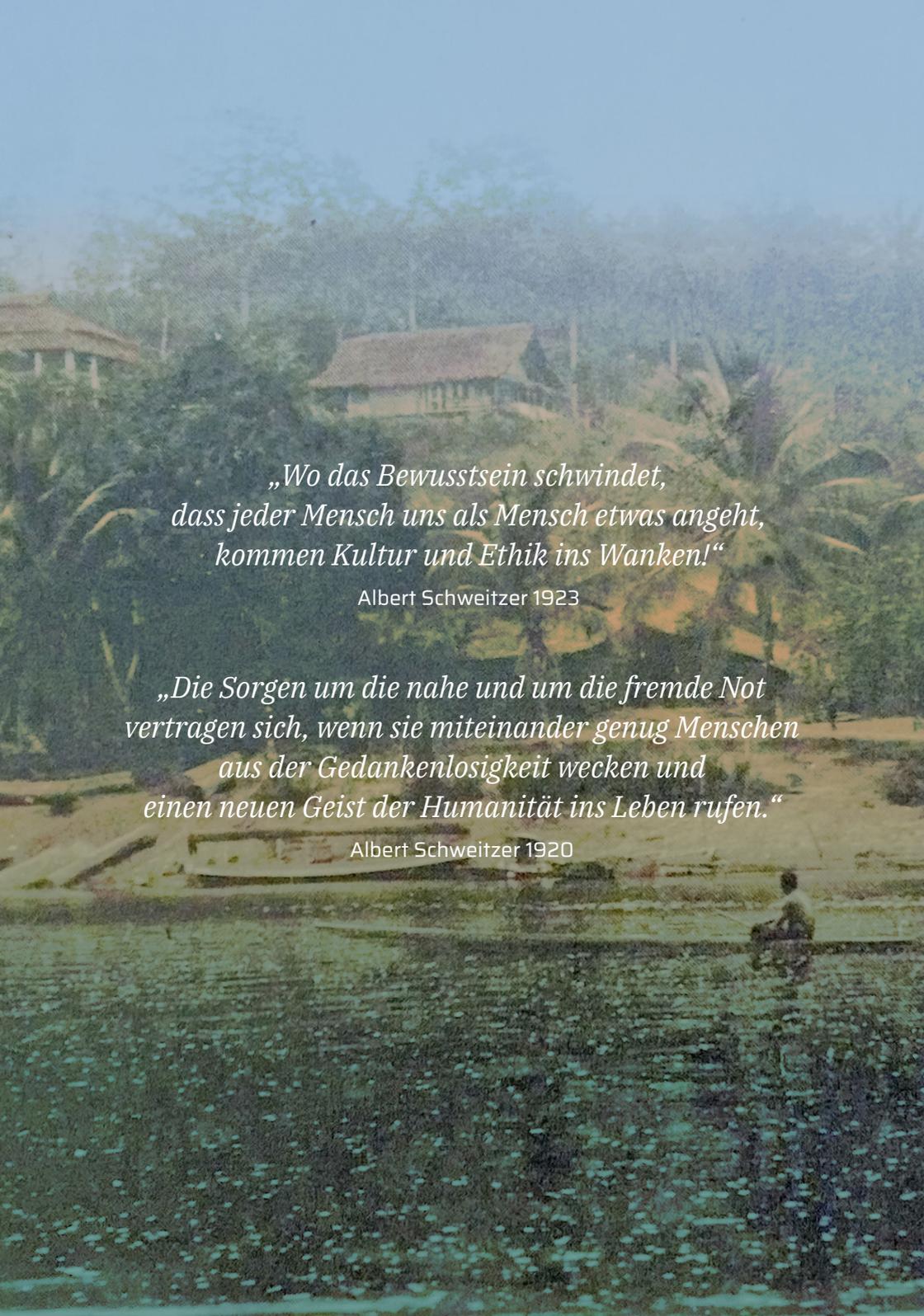


Deutscher Hilfsverein  
ALBERT SCHWEITZER  
SPITAL LAMBARENE

## HUMANITÄT IN DENKEN UND TUN!

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 115

JAHRBUCH 2023 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER



*„Wo das Bewusstsein schwindet,  
dass jeder Mensch uns als Mensch etwas angeht,  
kommen Kultur und Ethik ins Wanken!“*

Albert Schweitzer 1923

*„Die Sorgen um die nahe und um die fremde Not  
vertragen sich, wenn sie miteinander genug Menschen  
aus der Gedankenlosigkeit wecken und  
einen neuen Geist der Humanität ins Leben rufen.“*

Albert Schweitzer 1920



# *HUMANITÄT IN DENKEN UND TUN!*

**JAHRBUCH 2023 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER**

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 115 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS FÜR  
DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E.V.,  
OFFENBACH AM MAIN HERAUSGEGEBEN VON DR. ROLAND WOLF,  
JUNI 2023

Mit einem Vorwort von Roland Wolf; Textbeiträge von Jürgen Banholzer,  
Susanne Pichon, Konstanze Schiedeck, Gottfried Schüz, Roland Wolf und  
Christoph Wyss

# Inhalt

## ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 115

JAHRBUCH 2023 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

---

Roland Wolf	Einleitendes Vorwort	6
-------------	----------------------	---

---

### HUMANITÄT IN DENKEN UND TUN!

Konstanze Schiedeck	Edith Fischer (1912 - 2010) - Krankenschwester und Autorin im Dienst Albert Schweitzers	10
---------------------	---	----

Gottfried Schüz	„Allein eine ethische Bewegung kann uns aus der Unkultur herausführen“ - 100 Jahre „Kulturphilosophie“ Albert Schweitzers	52
-----------------	--	----

---

### VOR 100 JAHREN

Roland Wolf	Albert Schweitzer im Jahr 1923	84
-------------	--------------------------------	----

---

### AUS UND ÜBER LAMBARENE

Roland Wolf	Medizinische Aktivitäten im Schweitzer-Spital 2020-2021	92
-------------	--	----

Roland Wolf	Die Historische Zone des Schweitzer-Spitals im Jahr 2022	94
-------------	---	----

Roland Wolf	Lambarene - „Wir wollen es versuchen“? Korrektur eines Mythos	96
-------------	--	----

---

---

### BEGEGNUNGEN / AKTUELLES

Gottfried Schüz	90-jährige Lambarene-Krankenschwester als erste Besucherin im neuen Albert-Schweitzer-Zentrum Offenbach: Hulda Rohrbach	102
-----------------	--	-----

Roland Wolf	Die Pacht des Kanzrains erneuert	108
-------------	----------------------------------	-----

Roland Wolf	Neues aus Kaysersberg	111
-------------	-----------------------	-----

Christoph Wyss	Monique Egli-Eckert (21.9.1939-3.7.2022)	112
----------------	--	-----

Susanne Pichon	Mein nächtliches Bisschen Albert Schweitzer. Oder: Was Dunkelheit mit der Ehrfurcht vor dem Leben zu tun hat	115
----------------	--	-----

---

### BUCHBESPRECHUNGEN

Christoph Wyss	Roland Wolf: Albert Schweitzer und sein Spital in Lambarene. 60 Jahre unmittelbares menschliches Dienen. Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung Bd. 13, Berlin 2022, 214 S.	118
----------------	---	-----

Roland Wolf	Alltag in Lambarene: Pflegerinnen erzählen	121
-------------	--	-----

Jürgen Banholzer	Gottfried Schüz (Hrsg.) Ethisch werden durch Musik? Die Einheit von Ethik und Musik in der Sicht Albert Schweitzers. Albert-Schweitzer-Reflexionen Bd. 5, Frankfurt/M. 2022, 140 S.	126
------------------	---	-----

---

<b>ANHANG</b>	Autorenverzeichnis	132
	Zu den Rundbriefen	135
	Impressum	136

---

## Einleitendes Vorwort

Von einem Albert-Schweitzer-Rundbrief erwarten die Leserinnen und Leser zu Recht, dass der Namensgeber im Mittelpunkt steht. Mit Ausnahme des Helene Schweitzer-Bresslau gewidmeten Jahrbuchs von 2017 wurde das in den vergangenen Jahren auch dermaßen gehandhabt. So lag der Fokus auf Schweitzers Kampf für Abrüstung und Frieden (2018) oder der Aktualität seines Denkens (2019), oder es wurden die Orte beleuchtet, die ihn geprägt hatten oder die er durch sein Wirken geprägt hatte: das Elsass (2020), Frankfurt (2021), zuletzt Afrika, verortet natürlich in Lambarene (2022).

Dabei darf nicht vergessen werden, dass Schweitzer Lambarene nicht allein gebaut hat, dass sein Unternehmen ohne die zahlreichen Helferinnen und Helfer aus Europa oder anderen Teilen der Welt – und natürlich hat auch das afrikanische Personal einen großen Anteil daran gehabt – nicht so erfolgreich hätte existieren können.

Es gibt eine Vielzahl von Darstellungen über Schweitzers Wirken, verfasst von ihm selbst oder von mehr oder weniger kundigen Biografen oder Besuchern. Demgegenüber stehen nur relativ wenige Zeugnisse aus der Feder seiner Mitarbeiterinnen: Krankenschwestern, Köchinnen, Sekretärinnen und zumeist jungen Frauen, die da eingesetzt wurden, wo gerade Arbeitskraft benötigt wurde.

Einige Beiträge im vorliegenden Rundbrief sind diesen Helferinnen im Dienst Albert Schweitzers gewidmet: das ausführliche Porträt Edith Fischers, die Begegnung mit der 90-jährigen Hulda Rohrbach, erste Besucherin im neuen Zentrum in Offenbach, und die Vorstellung von drei Büchern, in denen Pflegerinnen aus dem Alltag in Lambarene erzählen.

Neben der Humanität im *Tun* darf die im *Denken* nicht fehlen, vor allem nicht im Jahr 2023, in dem wir auf 100 Jahre Kulturphilosophie zurückblicken. Ein ausführlicher Beitrag beschäftigt sich deshalb mit Schweitzers bahnbrechendem Werk, das einen herausragenden Platz in seinem ethischen Denken einnimmt.

Darüber hinaus enthält der Rundbrief Historisches und vor allem Aktuelles aus Lambarene, Günsbach und Kaisersberg, sowie Buchbesprechungen. Und wir erinnern an Schweitzers Enkelin Monique Egli-Eckert, die ein Jahr nach ihrer jüngeren Schwester Christiane Engel verstorben ist.

*Mit herzlichen Grüßen, Ihr  
Roland Wolf*



*Humanität im  
Denken und Tun!*

*Geburtstag einer Krankenschwester.  
Die Kolleginnen und Kollegen versammeln sich  
zum Geburtstagsständchen.*



Edith Fischer und Eberhard Wissel

Konstanze Schiedeck

## Edith Fischer (1912–2010) - Krankenschwester und Autorin im Dienst Albert Schweitzers

### „Dankeschön Dr. Schweitzer“ (Edith Fischer)

Edith Fischers Lebenszeit umfasst beinahe ein Jahrhundert. In der Mitte ihres Daseins und trubeligen Berufsalltags als Krankenschwester wird ihr Interesse für Albert Schweitzer durch eine Abschlussarbeit in einem Schreibkursus geweckt. Auf drei ihrer insgesamt zwölf Reisen nach Lambarene erlebt sie den Doktor persönlich. Ihre Eindrücke hält sie bis ins hohe Alter in Wort, Bild und Schrift fest und trägt maßgeblich dazu bei, dass das Lebenswerk des großen Humanisten nicht in Vergessenheit gerät.

### Kindheit und Jugendzeit

Zwei Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges erblickt Edith Fischer in Erdmannsdorf, einem kleinen Ort in Sachsen, mit damals etwa 1700 Einwohnern, am 10. August 1912 das Licht der Welt. Sie ist das Nesthäkchen in der Familie. Von Verwöhnung oder Verhätschelung durch ihre vier älteren Schwestern und zwei Brüder kann nicht die Rede sein. Es ist eine arme, entbehrungsreiche Zeit, in der die Kinder schon früh zur Verantwortung und Mithilfe im Haushalt und zu Gelegenheitsarbeiten herangezogen werden, zumal die Mutter alleinerziehend ist. Von einem Vater wird Edith nie sprechen. Wir kennen weder seinen Beruf noch ob er im Krieg gefallen ist, oder ob er die Familie gar verlassen hat.

Aus ihrer frühesten Kindheit hat sich Edith nur wenig eingepägt und auch das folgende nur, weil diese Begebenheit öfter Gesprächsgegenstand in der Familie war.

*„An einem heißen Sommertag beauftragte meine Mutter die beiden älteren Brüder, auf ihre kleine Schwester aufzupassen und mich im Kinderwagen spazieren zu fahren. Sie blieben ziemlich lange draußen, und schließlich bekam es Mutter mit der Angst zu tun. Sie ging besorgt*

zum Nachbardorf hinaus. Plötzlich hörte sie lautes jämmerliches Geschrei. Da stand der Kinderwagen in glühender Sommerhitze, und das nicht einmal zugedeckte Baby weinte erbärmlich. Von den beiden Buben war weit und breit nichts zu sehen. „Mein armes Mohrappel!“ sagte Mutter und nahm mich liebevoll auf den Arm ...“<sup>1</sup>

Mit kohlschwarzen Haaren sei sie auf die Welt gekommen und durch die intensive Sonnenbestrahlung habe sie noch lange eine dunkle Hautfarbe gehabt und fortan den Spitznamen „Mohrappel“ getragen.

Edith ist zehn Jahre alt, als sie der Mutter bei der Heimarbeit hilft. Maschinell gefertigte Damenstrümpfe bestickt die Ernährerin mit Blüten. Die geraden Stiche von der Wade abwärts zur Ferse, das können Edith und die Schwester Lotte schon ausführen. Doch den beiden ist es manchmal langweilig, und so sagen sie sich gegenseitig Gedichte auf, während der Faden durch die feinen Strumpfmaschen läuft. Diese Gedächtnisübung kommt Edith in der Schule zustatten. Fehlerfrei und gut betont trägt sie „Die Glocke“ vor und erntet viel Lob. Sie liebt den Schulbesuch, doch weil die Familie arm ist - so arm, dass Edith mit Holzpantinen zum Unterricht kommt - kann sie aber nur die achtjährige Volksschule besuchen. Während ihre beiden Brüder nach der Schulentlassung einen Beruf erlernen, bleibt für die fünf Schwestern nur die Arbeit in einer Strumpffabrik. Das Textilgewerbe hatte sich hier seit 1830 angesiedelt.

Vom 1. März 1927 bis zum 1. November 1937 ist sie im fünf Kilometer entfernten Hennersdorf in der Strumpffabrik beschäftigt, nutzt aber jede freie Minute zum Lernen. Sie nimmt Fern- und Privatunterricht, um sich weiterzubilden, ganz im Sinne ihres Vornamens Edith, der „Die für ihr Glück Kämpfende“ bedeutet.

Während die älteren Geschwister nach und nach heiraten, bleibt Edith bei der Mutter. Erst als diese mit 59 Jahren an einem Herzleiden stirbt, kann sich Edith ihren lang gehegten Berufswunsch erfüllen: Sie möchte Krankenschwester werden. Vor der Krankenpflege-Ausbildung absolviert sie ein dreieinhalb monatiges Vorpraktikum im Krankenhaus Rabenstein bei Chemnitz. Während der zweijährigen Ausbildung im Stadtkrankenhaus in Glauchau, das von Diakonissen geleitet wird, ist sie so von Wissensdurst ihres zukünftigen Berufes erfüllt, dass sie

politische Ereignisse kaum wahrnimmt, bzw. nicht reflektiert. Die Lernschwestern sind in einem großen Schlafsaal außerhalb des Krankenhauses in einem ausgebauten Bauernhaus untergebracht. Abends, im Bett liegend, fragen sie sich gegenseitig über den Unterrichtsstoff ab.

1940, nach dem Staatsexamen, wird Edith in Elstra bei Kamenz in der Oberlausitz als Kursälteste zur Gemeindecrankenschwester eingesetzt. Die neu Examierte fühlt sich noch gar nicht reif für diesen verantwortungsvollen Posten. Doch ihre Einsprüche bei der Dienstbehörde in Dresden finden erst nach acht Monaten Gehör. Zuvor ist sie Tag für Tag mit dem Moped unterwegs, um die Krankenversorgung in der großen Landgemeinde sicherzustellen. Auch nachts klopft man an ihr Fenster und ruft sie zu Schwerkranken oder Sterbenden.

### Riesa und Leipzig

1941 wird die Achtundzwanzigjährige ans Stadtkrankenhaus nach Riesa versetzt und darf seit dem 1. März die Innere Abteilung und Privatstation übernehmen. Es ist ein Karrieresprung und für sie eine glückliche Zeit, bedingt durch einen „netten, verständnisvollen Chef“ und eine Freundin, die „gebildet und geistreich“ ihr viele Anregungen gibt. Mit Privatunterricht in Stenografie und Maschinenschreiben, aber auch in Geographie und Englisch, versucht Edith ihre Bildungslücken zu schließen. Das Erlernte wird ihr in späterer Zeit von Nutzen sein.

Kurz vor Ende des Krieges - die Russen stehen quasi vor der Tür - müssen die letzten Patienten des Krankenhauses aus Riesa nach Nebitzschen evakuiert werden, in einen kleinen Ort zwischen Oschatz und Wurzen.

Nach Kriegsende kehrt sie kurz nach Riesa zurück. Als ihr Chef mit seiner Familie nach Leipzig umzieht, versucht auch sie im Mai 1945 einen Neuanfang in der Messestadt. Einen Monat lang arbeitet sie in einer Ausländerbehörde. Am 24. Juli 1945 wird sie als Dauernachtwache im Diakonissen-Krankenhaus eingestellt. Dort bleibt sie knapp zwei Jahre bis zum 23. März 1947. Heiteres kann sie aus dieser Zeit nicht berichten. In Erinnerung ist ihr geblieben, dass sie ewig hungrig war. Die einmal in der Woche ausgegebene Brotration von 200 Gramm verschlingt sie oft schon am ersten Tag. Kohlrüben müssen an den anderen Tagen den ständigen Kohldampf stillen.

## **Aufbruch nach Westdeutschland: Ratingen – Kutzenberg – Erlangen**

38-jährig zieht es sie in den „*goldenen Westen*“. Illegal gelangt sie über die Grenze bei Hof. Von Bebra aus sucht sie Verwandte in Ratingen im Rheinland auf, wo eine dreieinhalb monatige Ferienvertretung ihren Lebensunterhalt sichert. Anschließend begibt sie sich nach Kutzenberg bei Staffelstein. In der Oberfränkischen Lungenheilstätte beaufsichtigt sie frisch operierte Patienten und ist auch dort zur Nachtwache eingeteilt. Sie bleibt nur zweieinhalb Monate; denn eigentlich hat sie ein anderes Ziel: die mittelfränkische Universitätsstadt Erlangen. Sie bewirbt sich an die Chirurgische Universitäts-Poliklinik, die unter Leitung von Prof. Westhues stand. Es erstaunt sie selbst, dass sie die Stelle bekommt, trotz ihrer nicht gerade eleganten Aufmachung. Sie war in Holzsandalen erschienen. Am 1. November 1947 kann sie anfangen und findet zum ersten Mal geregelte Arbeitszeiten vor. Das gefällt ihr besonders; denn so kann sie planen und sich bei der Volkshochschule zu einem Englischkursus anmelden. Ingeheim verspürt sie den Wunsch, einmal im Ausland zu arbeiten. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sie schon nach einem Jahr und drei Monaten kündigt. Sie hat das „*Wandervogeldasein*“ für sich entdeckt. Bis zu ihrem Ruhestand sucht sie immer wieder neue Herausforderungen; denn ihr ist bange vor ewigem Gleichmaß, wie sie später bekennt.

## **Erfahrungen in englischen Krankenhäusern**

Ende 1949 ist es so weit, sie verlässt Deutschland, um vier Jahre lang in fünf verschiedenen Krankenhäusern in England zu arbeiten.

Auf der Insel fühlt sich Edith sehr wohl. Positive Erfahrungen tragen dazu bei und schaffen Selbstvertrauen und Befriedigung. Ihre geringen Englischkenntnisse gehören bald der Vergangenheit an. Das erforderliche Ausbildungsjahr in der Kinderkrankenpflege für ein Krankenpflegediplom kann sie hier nachholen.

Zunächst findet sie Arbeit als Schwesternhelferin in einem Privathospital für Geistesranke. Die Patienten sind herausfordernd und anstrengend, sodass sie nach Epsom, in die durch Pferderennen bekannte Stadt, wechselt. Dort betreut sie

Geistesschwache. Die Beaufsichtigung der Patienten belastet sie nicht sehr, daher bleiben ihr Zeit und Kraft für Abendkurse, in denen sie zusammen mit jungen Leuten ihr Englisch verbessert.

**1** 1951 beginnt sie im County Hospital in Kingston on Thames und leistet praktische Kinderkrankenpflege bei Säuglingen und Kleinkindern. Ihr Abschlussexamen schließt sie erfolgreich ab und sichert ihr auch in England gute Berufschancen. Zunächst geht sie nach Manchester. Im Christie Hospital, einer Spezialklinik für Karzinomerkrankungen, erwirbt sie ein Zusatzzeugnis, begibt sich von dort nach Isleworth, eine Stunde Autofahrt westlich von London gelegen, wo sie im West Middlesex Hospital eine Anstellung als Zweitschwester findet. Da sie vorwiegend zur Nachtwache eingesetzt wird, ihr der Wind und Sturm nicht behagen, ist sie erfreut, als sie aus Hannover Post erhält, in der die Oberin der Schwesternzeitschrift „*Die Agnes-Karll-Schwester*“ ihr die Schriftleitung anbietet.

Wiederholt hatte sie der Zeitschrift Beiträge zur Veröffentlichung geliefert. Das Schreiben war für sie zu einem Hobby und beliebten Zeitvertreib geworden. Ohne Umschweife kündigt sie das Dienstverhältnis im West Middlesex Hospital, um zunächst probeweise für ein halbes Jahr in der Redaktion zu arbeiten.

## **In Hannover bei der Redaktion**

Im August 1953 verlässt Edith das ihr lieb gewordene England und versucht in Hannover heimisch zu werden.

Die Zusammenarbeit mit der Oberin Lungershausen ist gekennzeichnet von gegenseitigem Vertrauen und Verständnis und doch zeigt sich schon während der Probezeit, dass die Aufgaben der Schriftleitung Edith auf Dauer nicht befriedigen. Sie möchte wieder im medizinischen Bereich tätig werden.

## **Günzburg**

In der im April 1945 von alliierten Luftverbänden stark zerstörten Stadt Günzburg an der Donau findet sie 1954 bei Professor Rüd eine Anstellung als Chefsekretärin in der Ambulanz. Hier bleibt sie jedoch nur acht Monate; denn schnell hat sie sich eingearbeitet und fühlt sich daher unterfordert. Die Kleinstadt mit gerade mal 14.000 Einwohnern hat Mitte der

50er Jahren wenig zu bieten. Um beweglicher zu sein, Freunde und Bekannte besuchen zu können, kauft sie sich eine Lambretta. Sie nimmt Fahrunterricht; denn für den Motorroller benötigt sie einen Führerschein.

In der Krankenpflegezeitschrift entdeckt sie eine Anzeige, die sie aufhorchen lässt. In Stuttgart sucht Dr. Baumann für seine Privatklinik eine Ambulanzschwester und Chefarztsekretärin. Begeistert fährt sie an einem Sonntagmorgen im Sommer 1954 mit ihrer Lambretta nach Stuttgart. Auf dem Soziussitz begleitet sie eine Freundin, die ihr wenig Hoffnung auf die Stelle macht. Doch es kommt anders. Rasch werden der Arzt und die Schwester handelseinig, und Dr. Baumann schenkt ihr beim Abschied 20 DM Fahrgeld. Die bescheidene Edith möchte dieses gar nicht annehmen, sie sei ja nicht mit der Bahn gekommen. Aber der Arzt besteht auf der Annahme des Geldes. Noch Jahre später erinnert sich Edith wie sehr sie diese Geste beglückte.

### In Stuttgart bei Dr. Baumann

Insgesamt ist Edith vom 1. Oktober 1954 bis zum 30. Juni 1958 bei Dr. Baumann beschäftigt. Obwohl er viel von seinen Mitarbeitenden verlangt und Überstunden voraussetzt, fühlt sich Edith in der Praxis wohl. Sie bewundert die Intensität, mit der der Arzt seine Patienten versorgt und dabei auch das Wohl seiner Kolleginnen und Kollegen im Blick hat.

1956 nimmt Edith an einem Preisausschreiben der Deutschen Schwesterngemeinschaft teil und schreibt über „Krankenpflege im 20. Jahrhundert“. Dafür bekommt sie den ersten Preis. Dr. Baumann wünscht die Arbeit zu lesen. Wochenlang behält er das Manuskript, dann überreicht er es eines Tages im violetten Ledereinband mit einem goldenen E. und F. verziert.

Eine Fahrt in den Urlaub wird für sie zu einem besonderen Erlebnis. Kaum 30 km von Stuttgart entfernt, platzt ein Reifen ihres Motorrollers, und Edith zieht sich eine Schienbeinkopf-Fraktur zu. Statt am Chiemsee landet sie im Kreiskrankenhaus in Plochingen und wird gefragt, ob sie hierbleiben oder lieber in die Klinik zu Dr. Baumann gebracht werden möchte. Die Verletzte entscheidet sich für die Klinik ihres Arbeitgebers und wird dort erfolgreich von ihrem Chef operiert. Bereits ein Jahr später kann sie wieder beschwerdefrei laufen.

Wie groß ihre Dankbarkeit ist, lässt sich aus einer Gedenkschrift erkennen, die sie zum 10. Todestag von Dr. Baumann verfasst. Warum sie dann aber nach drei Jahren und neun Monaten die Stelle kündigt, weiß sie im Alter auch nicht mehr zu beantworten.

Drei Monate arbeitet sie dann bei Dr. Biedermann, einem Stuttgarter Chiropraktiker, dann verlässt sie die Landeshauptstadt Baden-Württembergs.

### Erlangen II

1958 zieht sie ein zweites Mal nach Erlangen. Sie wird als Ambulanzschwester in der Universitäts-Frauen-Poliklinik angestellt.

Ihren sächsischen Dialekt hat Edith noch nicht abgelegt, daher wird sie oft vom Chef, Dr. Segschneider, geneckt. Doch dadurch fühlt sie sich nicht angegriffen. Das kannte sie schon von ihrer früheren Arbeitsstelle. Ihr Sinn für Humor lässt sie amüsiert darauf reagieren.

Zu ihrem 46. Geburtstag am 10. August erhält sie folgende Glückwünsche:

*„Dem Frailein wünschen wir derwechen  
zum heitchen Dag viel Glück und Sechen  
in Afrika und allerwechen  
es möchte shteds sehr glücklich sein  
sich selbst und och noch uns erfrein.  
Ne laus (sic) lasse mer nich mehr uff de Leber druff  
mer erdrängen se im freilichen Suff  
doch machn mer keene Merde un keene Faxn  
mer bleibn shteds de frohen Saxn!“<sup>2</sup>*

Sogar der Klinikchef, Professor Ober, macht sich zuweilen über ihre Aussprache lustig. Zurückgekehrt von einer Afrikareise fragt er etwas hinterlistig: „Haben Sie in Afrika auch ‚Diescher‘ gesehen?“ – „Leider nicht, Herr Professor“, parierte ich schlagfertig, „Tiger gibt es in Zentralafrika keine, ich habe diese nur bei der letzten Indienreise zu Gesicht bekommen.“<sup>3</sup>

Insgesamt zwei Mal war Edith in den 50er Jahren nach Lambarene und Indien gereist. Doch der südasiatische Staat hatte für sie nie die Bedeutung wie der afrikanische. Die Indienbesuche sind zeitlich nicht genau einzuordnen. Über ihre Reisen zum Schweitzer-Spital wird später ausführlich die Rede sein.

Vier Jahre und fünf Monate – vom 1. November 1958 bis zum 30. Juni 1963 – hält es Edith als Ambulanzschwester aus, dann möchte sie wieder etwas Neues ausprobieren. Eigentlich hatte sie sich wohlgeföhlt, die Arbeit war geregelt und nicht zu anstrengend, aber sie befürchtet „seßhaft“ zu werden und an Flexibilität zu verlieren. Auch ihre Zimmerkollegin und Freundin Luise Nr. II kann sie nicht zurückhalten. Sie ist ein echter Kumpel und auch der Grund, warum Edith ihren Ruhestand in Treuchtlingen verbringen wird. Doch bis dahin werden noch zehn Jahre vergehen.

Aus England hatte Edith einige Reiseberichte und Übersetzungen an die Deutsche Schwesterngemeinschaft geschickt. Durch diese auf die Krankenschwester Fischer aufmerksam geworden, wird ihr der Posten der Geschäftsführerin in Frankfurt am Main angeboten. Mit „*fliegenden Fahnen*“, so ihre Formulierung, folgt sie dem Angebot.

### Frankfurt am Main

Bevor Edith ihre Arbeit bei der Deutschen Schwesterngemeinschaft aufnimmt, arbeitet sie acht Monate bei Dr. Güntz in seiner orthopädischen Fachklinik Friedrichsheim. Offensichtlich war es eine Arbeitsstelle zur Überbrückung.

Sie ist 51 Jahre alt, als sie am 1. Dezember 1963 in der Geschäftsstelle tätig wird. Ihr ist die Korrespondenz mit verschiedenen Mitgliedsverbänden und die Vermittlung von Krankenschwestern, die im Ausland arbeiten wollen, anvertraut. Viel Unruhe bereiten die Vorbereitungen für einen Internationalen Krankenschwesternkongress, der 1965 in Frankfurt stattfinden soll. Verantwortlich ist sie für die Unterkunftsbeschaffung der ausländischen Teilnehmerinnen sowie für die Suche nach geeigneten Vortragsräumen. Obgleich der neu Eingestellten eine weitere Kongresssekretärin zugeteilt wird, föhlt sie sich als „*Provinzlerin*“ von den Aufgaben überfordert. Nach dem „*Spektakel*“, wie sie das Ereignis nennt, kündigt sie. Immerhin hatte sie sich ein Jahr und sieben Monate „*tapfer geschlagen*“ und war zwischendurch drei Wochen in Lambarene gewesen.

### Wieder zurück in Erlangen

Beim Lesen einer Fachzeitschrift fällt der Arbeitssuchenden folgende Anzeige ins Auge: „*Süddeutsche Universitätsstadt sucht*

*Oberschwester*“. Edith bewirbt sich auf die Stelle. Als der Verwaltungsleiter den Klinikchef, Professor Ober, um seine Meinung bittet, erwidert dieser: „*Wenn das die Schwester ist, die in Lambarene war und sächsisch spricht, die kann jederzeit wieder bei uns anfangen.*“<sup>4</sup> Der Dialekt, aber auch die Zuverlässigkeit und Belastbarkeit der Krankenschwester waren dem Klinikchef in Erinnerung geblieben.

Von der Großstadt Frankfurt kehrt sie nach zwei Jahren wieder in die beschauliche Universitätsstadt Erlangen zurück. Zunächst ist es eine große Umstellung für sie, doch die Tätigkeit im Pflegebereich föhlt sich wieder richtig an.

Fünf Jahre und vier Monate wird sie in der Erlanger Frauenklinik bleiben, bevor sie noch einmal, zwei Jahre vor ihrem eigentlichen Ruhestand, den Arbeitsplatz kündigt. Zwischen- durch wird sie dreimal Lambarene besuchen.

Als Oberschwester obliegt ihr die Aufsicht über das Pflegepersonal, die Ausgabe von Medikamenten und die Verwaltung der Klinikapotheke. Wie zuvor bei Dr. Baumann in Stuttgart ist es für Edith eine „*Wohlfühlstelle*“.

Sie genießt ihre Vorrangstellung, föhlt sich heimisch und zufrieden. Heiter gestimmt erlebt sie klinikinterne Feste und Feierlichkeiten, entsprechen diese doch ihrem Naturell, neben den Leiden der Menschen auch die Freuden zu sehen und zu pflegen. Die Arbeits- und Freizeitregelung ermöglicht ihr es, einen verlängerten Urlaub in Lambarene zu verbringen.

Edith kann selbst nach 20 Jahren in Treuchtlingen nicht erklären, warum sie von Erlangen wieder nach Stuttgart wechselte. Sie föhrt dies auf ihren Lieblingsschriftsteller Hermann Hesse und seine Lebensphilosophie zurück, dessen Verse sie ihr ganzes bisheriges Leben begleitet haben:

„... *Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,  
an keinem wie an der Heimat hängen,  
der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,  
er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.  
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise  
und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen;  
nur wer bereit zum Aufbruch ist und Reise,  
mag lähmender Gewöhnung sich entrafen ...*“<sup>5</sup>

Doch auch das englische Sprichwort „*Variety ist the spice of life*“ – Abwechslung ist die Würze des Lebens – entsprechen ihrer Mentalität.

### **In Stuttgart: Klinik Dr. Baumann**

Im Frühjahr 1971 kehrt Edith wieder in die Baumann-Klinik zurück, die jetzt unter der Leitung von Dr. Leitz steht. In der Zwischenzeit während ihrer 13-jährigen Abwesenheit hat sich vieles verändert. Die Klinik wurde renoviert und umgestaltet und nun wird eine neue Oberschwester gesucht. Edith fühlt sich sofort angesprochen; denn sie trägt sich jetzt mit der Absicht, ihren Ruhestand in Stuttgart zu verbringen. Die Stadt ist ihr noch bestens vertraut, auch wenn sie seit mehr als einem Jahrzehnt sich dort nicht aufgehalten hat. Der „*Zauber des Neuanfangs*“<sup>6</sup> wirkt noch immer und bewahrt sie vor Langeweile. Schon bald fühlt sie sich daheim und „*traulich eingewohnt*“; denn noch immer hat sie dort Freunde, und die Arbeit ist ihr nicht fremd.

Ihr schriftstellerisches Talent gibt sie auch hier zum besten, entwirft eine szenische Darstellung zum Thema:

„*Krankenschwestern von gestern, heute und morgen*“. Der humorvolle, aber durchaus ernstzunehmende Blick auf ihren Berufsstand spiegelt ihre jahrzehntelange Erfahrung wider.

Großartig fällt ihre Abschiedsfeier im Frühjahr 1973 aus. Auch wenn es diesmal nur zwei Jahre gewesen sind, die sie in Stuttgart verbracht hat, wird sie gebührend gefeiert. Etwas wehmütig ist ihr ums Herz, aber innerlich ruhig und zufrieden verlässt sie die Klinik, nichtsahnend, wie schwer sie anfangs den Ruhestand ertragen wird.

### **Ruhestand in Treuchtlingen**

„*Hier in meiner kleinen Treuchtlinger Wohnung kam ich mir anfangs wie ein verlorener Groschen vor. Niemand brauchte mich, kein Telefonläuten unterbrach die zuweilen fast lähmende Stille*“, so beschreibt Edith ihre erste Zeit in ihrem neuen Domizil.<sup>7</sup> Warum sie nicht in Stuttgart geblieben, vielmehr ins ihr unbekannte Treuchtlingen gezogen ist, erklärt sich aus ihrer Nähe zu ihrer Freundin Luise II, die aus dem Ort kam und nach ihrer Pensionierung hierher zurückkehrte. Offensichtlich war sie bei Ediths Ankunft aber noch im Dienst.

Mit ihren 61 Jahren kann die jung Gebliebene und gerade aus der Arbeit Entlassene mit der neu gewonnenen Freiheit zunächst wenig anfangen. Ihr fehlt der regelmäßige Tagesablauf und eine sinnvolle Aufgabe. Um sich abzulenken, besucht sie Veranstaltungen, die die Stadt anbietet. Einmal landet sie bei einem Rentnertreffen der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands. Man schaut sie schief an, und auch Edith fühlt sich fehl am Platz.

Ablenkung sucht sie im Wald beim Sammeln von Beeren, Pilzen und Holzsuchen. Doch Ausflüge in die Natur können die fehlenden menschlichen Kontakte nicht ersetzen.

Zu ihrer großen Freude kommt überraschend eine Einladung aus Lambarene vom Albert Schweitzer Hospital. Sie soll dort einen Mitarbeiter vertreten, der für die ausländische Korrespondenz und Dankesbriefe verantwortlich ist. Da gibt es für sie kein Überlegen, sondern gleich eine freudige Zusage. Es wird Ediths achte Reise nach Lambarene sein. Doch nun ist es auch Zeit, einen Blick auf ihre bisherigen Unternehmungen zum Schweitzer-Spital zu werfen.

### **Reisen nach Lambarene**

Wie kam es überhaupt dazu, dass sich Edith Fischer für Albert Schweitzer begeisterte? Sie wurde dies des Öfteren gefragt. Dazu liefert sie schriftlich aber nur einmal eine Antwort in dem Buch „*Dankeschön Dr. Schweitzer*“. Sie äußert sich dort wie folgt:

„*Durch einige Kurse in Fremdsprachen hatte ich Lust zum Schreiben bekommen und nahm an verschiedenen Fernlehrgängen in ‚Journalismus‘, ‚Technik der Erzählkunst‘ und der ‚Hohen Schule des Schreibens‘ teil. Zum Semesterschluss wurde beim letztgenannten Kurs eine Prüfungsarbeit über einen bedeutenden Zeitgenossen, zum Beispiel Konrad Adenauer, Winston Churchill oder Albert Schweitzer verlangt. Da mich die Politiker wenig interessierten, entschied ich mich für den berühmten Urwalddoktor. Ich besorgte mir Bücher von und über ihn und schrieb schließlich meine Arbeit unter dem Titel: ‚Albert Schweitzer, der Mann des Denkens und der Tat‘. Sie wurde gut benotet und von einer Krankenpflegezeitschrift veröffentlicht.“<sup>8</sup>*

Der Aufsatz erschien erstmalig im Januar 1960, muss also 1959 verfasst worden sein und wurde wieder gedruckt in dem Büchlein „Blütenlese für Albert Schweitzer“, das 1998 herauskam.

Edith ist folglich 47 Jahre alt, als sie sich für Albert Schweitzer zu interessieren beginnt und in Erwägung zieht, einmal nach Lambarene zu fahren. Die neue Idee lässt sie nicht mehr los. Rat holt sie sich bei Richard Kik, der den Albert-Schweitzer-Freundeskreis in Heidenheim leitet und auch die Rundbriefe herausgibt. Nach einem Telefonat lädt Kik sie zu einem Vier-Augen-Gespräch ein, das der aufgewühlten Edith Klarheit bringt.

*„Ich meine schon, dass Sie nach Lambarene reisen können. Sie stehen den Leuten bestimmt nicht im Wege herum und können als Krankenschwester sicherlich im Hospital etwas mithelfen. Schicken Sie die Krankenpflegezeitschrift mit Ihrem Artikel an Dr. Schweitzer und fragen Sie an, ob und wann Sie kommen dürfen“*, so Herr Kik.<sup>9</sup>

Edith folgt diesem Vorschlag und bekommt bald Antwort von Mathilde Kottmann, die ihr mitteilt: Herr Schweitzer habe nichts einzuwenden. Doch sie möchte zu einem späteren Zeitpunkt kommen, die Unterbringungsmöglichkeiten seien begrenzt.

### **Erste Reise nach Lambarene (31.1. bis 27.3.1961)**

Mit den Reisevorbereitungen beginnt Edith bereits im Sommer 1960. Beim Amtlichen Reisebüro in Erlangen erfährt sie, dass das französische Konsulat in München nur ein Visum erteilt, wenn eine persönliche Einladung von Dr. Schweitzer vorliegt. Per Luftpost erbittet sie diese und erhält umgehend eine, sie ist handgeschrieben. Frohgestimmt begibt sich Edith zum Reisebüro und erlebt hier etwas so Berührendes, dass sie es nie mehr vergessen wird.

*„Ein jüngerer Angestellter nahm das kleine Schriftstück ehrfürchtig in die Hand und sagte ergriffen: ‚Das hat doch tatsächlich Albert Schweitzer selbst geschrieben! Und so ordentlich und deutlich, wie bei uns kaum noch jemand schreibt!‘“*<sup>10</sup>

Der Sachbearbeiter konnte nicht wissen, dass in der Regel Mathilde Kottmann die Korrespondenz des Doktors erledigte. Hierzu hatte sie sich Albert Schweitzers Handschrift angeeignet.

Zufällig bietet die Volkshochschule in Erlangen einen Kursus über *„Die Kunst der freien Rede“* an. Edith ist sich bewusst, dass man nach der Reise von ihr erwartet, von den Erlebnissen

zu berichten. Durch die Teilnahme an dem Lehrgang verspricht sie sich mehr Sicherheit im freien Sprechen. Darin ist sie ungeübt und immer sehr aufgeregt, wenn dies von ihr verlangt wird. Selbst Jahre später lässt sie uns wissen, bei ihren Vorträgen selten ohne Lampenfieber gewesen zu sein.

Der angedachte Reisettermin von 1960 verschiebt sich, weil der Staat Gabun in diesem Jahr seine Unabhängigkeit von Frankreich erhält. Die Folge: es wird wenig gearbeitet, aber viel gefeiert. Von Bekannten bekommt Edith den Rat, ein Telegramm nach Lambarene aufzugeben und um schnelle Bearbeitung eines Visums zu bitten.

Bei der Post füllt sie sehr ausführlich die Anschrift aus: *„Herrn Professor Dr. Albert Schweitzer, Urwaldspital, Lambarene/Gabun, Zentralafrika“*. Der Postbeamte schaut sie gutmütig lächelnd an und sagt dann:

*„Aber Schwesterle, weshalb denn solch eine lange Adresse? Den Urwalddoktor kennt doch in Afrika jedes Negerbaby (sic), wie er auch unsern Schulkindern allen ein Begriff geworden ist.“*<sup>11</sup>

Diese und auch die folgende Begebenheit rühren die Reisefreudige und graben sich tief in ihr Gedächtnis ein und lassen sie schlussfolgern: Reisen zu Albert Schweitzer stehen unter einem guten Stern.

Bisher hat Edith immer nur mit einem kleinen *„Kästchen“* fotografiert. Kurz vor der ersten Reise nach Lambarene erfährt dies ihr Chef, er spricht den Fotofachmann der Klinik an und trägt ihm auf, für Edith einen guten Fotoapparat zu besorgen. Als man ihr eine halbautomatische Kleinbildkamera überreicht, bleibt zum Ausprobieren keine Zeit mehr; denn Ende Januar 1961 ist Abreisetermin. Man kommt überein: Edith soll jeden belichteten Film per Luftpost sofort nach Deutschland schicken. Sie ist beglückt, als nach 18-tägiger Schiffsreise und zwei Wochen Aufenthalt in Lambarene die Nachricht eintrifft, zu 96 Prozent seien die Aufnahmen sehr gut. Wieder zurückgekehrt nach Hause will die Foto-Firma ihr den Apparat kostenlos überlassen, wenn sie ihre Aufnahmen zur Verfügung stellt. Doch das lehnt Edith aus urheberrechtlichen Gründen ab. Die Bilder empfindet sie als ihr Kapital. Mit ihnen und auch denen von späteren Reisen, wird sie bei ihren Vorträgen beeindruckende Einblicke in den Spitalbetrieb geben können.

Ängstlich sieht sie der ersten Begegnung mit Albert Schweitzer entgegen. Wie soll sie den Urwaldarzt ansprechen? Doch als sie ihm gegenübersteht, ist alle Unsicherheit verflogen und sie sagt einfach:

*„Grüß Gott, Herr Doktor, ich bringe Ihnen schöne Grüße aus Deutschland.“ – „Das ist lieb von Dir“ erwiderte er freundlich lächelnd. „Herzlich willkommen! Wir freuen uns, dass Du da bist.“<sup>12</sup>*

Die ersten Eindrücke sind bekanntlich die intensivsten, und so überrascht es nicht, dass die erfahrene Krankenschwester einen besonderen Blick auf den Klinikablauf und auf die Patienten wirft. Nur zwei Beobachtungen sollen aufgegriffen werden.

*„Vor allem überraschten mich im Hinblick auf die damaligen Verhältnisse bei Hygiene, Desinfektion und medizinischer Technik die Behandlungserfolge auf chirurgischem Gebiet. Ein Bild aus dem Jahr 1961 dokumentiert, wie auf denkbar einfachste Weise destilliertes Wasser hergestellt wurde. Mit einem Holzfeuer wurde die Destillationsapparatur erhitzt.“<sup>13</sup>*

Bewegt ist sie auch von einem kranken, acht Monate alten Albinobaby. Bei diesen Kindern ist die Hautfarbe hell, daher haben die unglücklichen Eltern ein Haarfärbemittel aus Libreville besorgt, um wenigstens die Haare ihres Kindes schwärzen zu können.

### **Zweite Reise nach Lambarene (29.7. bis 7.9.1962)**

Da eine Schiffsreise gut drei Wochen in Anspruch nimmt, wählt Edith bei ihrem zweiten Lambarene-Besuch das Flugzeug. Das aber hat den Nachteil, das Handgepäck ist begrenzt. Eine große Tasche bepackt sie mit Äpfeln, einer Lieblingsfrucht Schweitzers, die es in Gabun nicht gibt. Im Erlanger Reisebüro rät ihr ein Sachberater, sie solle *„am Nürnberger Flughafen nach einem Herrn fragen, der die Sache schon ‚deichseln‘ würde.“<sup>14</sup>*

Zu ihrer Überraschung wird ihr beim Einchecken die schwere Tasche wortlos abgenommen und mit einem roten Anhänger mit der Aufschrift *„Zerbrechlich“* versehen. Erst auf dem Flughafen in Libreville sieht sie die Apfeltasche unversehrt wieder und muss keinen Aufpreis für das Übergewicht bezahlen.

Bei einer anderen Flugreise nach Lambarene erlebt sie ähnliches. Zu ihrem Handgepäck zählt eine Tasche mit Gläsern, gefüllt mit

Brombeergelee. Dieses Mal geht der Flug von Frankfurt/Main über Paris nach Libreville. Edith beobachtet, dass viele Fluggäste in Orly für ihr Übergewicht bezahlen müssen. Unruhe erfasst sie; denn dieses Mal hat sie keinen *„Vermittler“*. Sie wundert sich, dass andere Flugreisende immer wieder vor ihr abgefertigt werden. Mit *„attendez, s'il vous plait“* wird sie zum Warten aufgefordert. Als sie schließlich an der Reihe ist, flüstert ihr die Französin *„wohlwollend“* zu: *„Sie brauchen nichts extra zu zahlen, weil Sie zu Dr. Schweitzer fliegen.“<sup>15</sup>*

Derartige Erlebnisse bleiben der Lambarenebesucherin bis in ihre letzten Lebensjahre in Erinnerung und erfüllen sie mit großer Dankbarkeit.

Die zweite Lambarene-reise wird Edith aber noch aus einem ganz anderen Grund unvergesslich bleiben. Hier feiert sie am 10. August ihren 50. Geburtstag. Noch vor Tagesanbruch wird sie mit den beiden Liedern *„Ach bleib mit deiner Gnade ...“* und *„Harre meine Seele ...“* geweckt. Das ist bei Besuchern, die nur kurzfristig kommen, eigentlich nicht üblich. Ihr Platz am Frühstückstisch ist festlich geschmückt und verschiedene Geschenke liegen bereit. Beim Mittagessen hält Albert Schweitzer eine kleine Ansprache mit etwa folgendem Wortlaut:

*„Liebes Geburtstagskind, ich danke Dir, dass Du zu uns gekommen bist, dass Du Dir so viel Mühe gemacht und gespart hast, um hierher kommen zu können. Ich danke Dir, dass Du Dich so schnell bei uns eingelebt hast, dass Du nach unserer Tonart lebst. Es ist so, als seiest Du schon lange hier. Du fällst nicht auf und lebst so, als gehörtest Du zu uns. Dafür danke ich Dir und auch dafür, dass Du den Tetanuskranken mitgepflegt hast. Und dann möchte ich Dich auch bitten: Komm wieder und bleibe länger da, das wäre schön für uns und würde mich freuen.“<sup>16</sup>*

Diese freundlichen Worte bringen Edith in Verlegenheit. Sie liebt es gar nicht, im Mittelpunkt zu stehen. Schweitzer bemerkt dies und beim Anstoßen des Weinglases fügt er augenzwinkernd hinzu:

*„Ach da habe ich ja bei meiner Rede etwas vergessen, das muss ich unbedingt noch hinzufügen. Sage nur in Erlangen recht schöne Grüße von mir. Ich habe immer viel Sympathie für die Universität gehabt, aber seit ich Dich kenne, mag ich die Leute in Erlangen noch viel lieber. Das darfst Du ruhig daheim erzählen.“<sup>17</sup>*

Die Zitate lassen durchblicken, dass es Edith in Lambarene nicht an Anpassungsfähigkeit hat fehlen lassen.

Mit ihrem Sinn fürs Praktische, Aufgaben wahrzunehmen und anzupacken, hat sie im Spital ausgeholfen und sich eingebracht, wo es nötig war. Dies wird von dem Menschenfreund gesehen, und er begegnet der Mitarbeiterin mit Wertschätzung und väterlicher Wärme.

In dem Buch „*Dankeschön Dr. Schweitzer*“ sind einige Episoden nachzulesen, die ein Licht auf Schweitzers Umgang mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und seinen Humor werfen. Zwei Beispiele möchte ich anführen.

Nicht nur Äpfel, auch eine große Dose mit Nürnberger Lebkuchen, hatte Edith auf ihrer ersten Reise nach Lambarene mitgebracht. Alle lassen sich die Spezialität schmecken. Da fragt der Doktor,

„*wer denn die schöne, große Dose bekäme*‘. *Wer am bravsten ist*‘, antwortet Edith schlagfertig. *„Ach da habe ich wenig Aussicht*‘, gab er sofort zurück“.<sup>18</sup>

Eines Tages, während Edith in der Kinderabteilung beschäftigt ist, besucht sie Dr. Schweitzer und erkundigt sich nach ihrem Befinden. Er fragt nach, ob das Zimmer ordentlich sei, wann sie wieder fortmüsse und wie teuer die Heimreise sei; die Hälfte der Kosten wolle er übernehmen. Edith möchte das Angebot nicht annehmen, doch einen Widerspruch lässt der Arzt nicht gelten. Sie habe viel gearbeitet und das muss entlohnt werden. Der Abschiedsabend am Ende der zweiten Reise soll hier noch zitiert werden:

„*Mathilde Kottmann hatte ein schönes handgearbeitetes Holzkästchen als Geschenk für mich bereit. Sie reichte dies dem Doktor, damit er auf die Innenseite des abnehmbaren Deckels etwas schreiben sollte. Bevor er damit begann, wandte er sich zu mir: „So, jetzt sei erst mal still, wenn Großvater schreibt! Die Inschrift lautete: „Edith Fischer zu dem am 10. August 1962 in Lambarene gefeierten Geburtstag. Herzlich Albert Schweitzer.“ Während er schrieb, lief immer eine kleine Katze auf dem Schreibtisch herum und versuchte ihn zu hindern. Als ich das Tier etwas festhalten wollte, sagte er: „Lass sie nur ruhig machen, was sie will“. Also ließ ich sie gewähren, und sie setzte sich sogleich in das leere Holzkästchen. Wie friedlich und anheimelnd war*

*es, in aller Ruhe bei Dr. Schweitzer am Tisch sitzen zu können! Nach und nach kamen insgesamt vier hübsche, saubere Kätzchen auf dem (sic) Schreibtisch; sie spielten miteinander, leckten sich gegenseitig und niemand störte sich daran – ein Bild des Friedens und der Harmonie“*.<sup>19</sup>

### **Dritte Reise nach Lambarene (2.9. bis 25.9.1964)**

Unvorhersehbare Aufregungen treten bei der dritten Reise nach Lambarene auf, die fast genau zwei Jahre später erfolgt. Bei strömendem Regen landet das Flugzeug zunächst in Douala, zwei Stunden später in Libreville, wo man Frau Fischer zu ihrem Schrecken mitteilt, sie könne nicht nach Lambarene weiterfliegen. Dort sei eine militärische Sicherheitszone eingerichtet, kein Ausländer dürfe die Stadt oder die nähere Umgebung betreten.<sup>20</sup> Das ist natürlich eine böse Überraschung, hatte sie doch ihren Urlaub aufgespart, und die Flugreise war auch nicht ganz billig gewesen. Ziemlich deprimiert vernimmt sie die Anweisung, sie müsse erst einmal warten. Weder der Präfekt von Libreville noch der Deutsche Botschafter können ihr weiterhelfen. Letzterer rät ihr, nach Port Gentil zu Freunden Dr. Schweitzers zu fliegen, die Einreisesperre werde sicherlich nur ein paar Tage anhalten. Endlich, nach mehreren Stunden Wartezeit steigt sie gedankenverloren in eine kleine Maschine. In dem Glauben, dass diese in Port Gentil gelandet ist, bittet sie bei der Passkontrolle inständig, sie weiter nach Lambarene fliegen zu lassen. Plötzlich mischt sich ein hinter ihr stehender Engländer ein und sagt: „*Was wollen Sie denn eigentlich? Wir sind doch hier in Lambarene*“.<sup>21</sup>

Ein Zubringerbus bringt die erschöpfte Edith zusammen mit anderen Flugreisenden zum Fluss und von dort geht es weiter mit dem Motorboot. Von der Anlegestelle winkt schon von weitem Mathilde Kottmann.

**A**uch während ihres dritten Aufenthaltes betätigt sich Edith im Spital. Die äquatorialen Temperaturen belasten sie nicht, im Gegenteil, die Arbeit entspannt sie, da sie anders ist als daheim. Schnell sind drei Wochen herum, und Edith muss sich schon wieder an die Heimreise denken.

„*Wenn es recht ist, komme ich nächstes Jahr wieder*“, verabschiedet sie sich. Darauf Schweitzer: „*Hoffentlich, hoffentlich! Du bist uns*

*jederzeit willkommen, doch möchte ich Dir raten, wenn Du eine gute Stelle hast, dann halte dort aus, denn daheim kannst Du mehr für uns tun als hier in Lambarene“.*<sup>22</sup>

Zu einem Wiedersehen mit Albert Schweitzer sollte es nicht mehr kommen. Doch die gut drei Monate, die sie insgesamt zu seinen Lebzeiten in Lambarene verbracht hatte, und die Begegnungen mit ihm am Mittagstisch und zu den Abendstunden werden ihr immer mit Dankbarkeit im Gedächtnis bleiben, und sie sind Beweggrund für ihre Verbundenheit mit dem großen Humanisten und seinem Urwaldhospital.

#### **Vierte Reise nach Lambarene (10.4. bis 11.5.1966)**

Edith arbeitet noch immer in Erlangen in der Frauenklinik und ihre Begeisterung für Albert Schweitzer ist dort bekannt, und so darf sie sich im April 1966 vier Wochen Urlaub nehmen. Es ist Ostersonntag, als sie ihre Reise mit Trauer im Herzen beginnt. Sie weiß ja, Albert Schweitzer wird sie in Lambarene nicht mehr antreffen. Erst als sie vor seinem Grabe steht, wechselt die Traurigkeit in eine ruhige Stimmung.

Im Erlanger Sonntagsblatt wird sie im Juni 1966 erstmals von diesem Urlaub berichten.

Rhena Eckert-Schweitzer und Dr. Munz haben nun die Leitung übernommen, das Werk liege in guten Händen. Nach wie vor herrsche ein reges Treiben im Hospital und es gäbe einige Neuerungen. Zu diesen zähle die Unterweisung von afrikanischen Helferinnen und Helfern in Theorie und Praxis in der Krankenpflege. Auch die Kleinkinder lernen während ihres Aufenthalts im Spital, wie man am Tisch sitzt, „*ißt und sich benimmt*“. Im letzten Jahr seien 10 000 Kinder geimpft worden und 3 000 stehen derzeit unter Kontrolle. Was sie hiermit meint, erläutert sie nicht.<sup>23</sup>

Es mangle nicht an technischen Veränderungen: Wege wurden ausgebessert, größere Wäschetrockenplätze gebaut, die Kanalisation verbessert, hochgewachsene Bananenstauden zum Teil entfernt, ein großes Stück Urwald gerodet, um dort eine größere Obstplantage anzulegen und das Wichtigste, in allen Räumen des Krankendorfes gäbe es jetzt elektrisches Licht. Die Weiterarbeit erfolge im Geiste Dr. Schweitzers.

#### **Fünfte Reise nach Lambarene (4.1. bis 5.2.1968)**

Bei Kälte und Schnee steigt Edith am 4.1.1968 in Nürnberg in ein Flugzeug und landet nach 18-stündigem Flug - mit Zwischenstopps in Frankfurt/Main, Paris, Marseille, Fort Lamy, Duala, Libreville - im sauna-ähnlichen Lambarene. Doch diesen Temperaturschock verkraftet ihr Körper gut.

Schon 1961, bei ihrer ersten Reise, hatte sich Edith gewünscht, Albert Schweitzers Geburtstagsfeier in Lambarene zu erleben. Nun bei ihrer fünften Reise geht ihr Wunsch in Erfüllung. Der 14. Januar 1968 fällt auf einen Sonntag, und so kann der 93. Geburtstag Dr. Schweitzers sehr festlich begangen werden. Sein Grab ist mit Blumen und Palmenzweigen geschmückt, im Hintergrund leuchten rot blühende Hibiscusblüten. Die Festrede beim Gedächtnisgottesdienst hält Dr. Friedmann, da sich Dr. Munz auf Vortragsreisen befindet. In der Ansprache würdigt der Arzt das Lebenswerk des „*Grand Docteur*“, indem er Worte Jesu aufgreift: „*Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan*“ (Matth. 25, 40). Auch im Speiseraum beim Empfang der Gäste geht die Würdigung weiter und abends wird ein Kapitel aus Schweitzers Biographie „*Aus meinem Leben und Denken*“ vorgelesen. „*So klang der Tag würdig aus, und es war gerade so, als ob der Hausvater der großen Lambarene-Familie selbst noch unter den Seinen weilte.*“<sup>24</sup>

Ansonsten erlebt Edith das Leben und Treiben im Krankendorf wie eh und je. Die Atmosphäre sei „*friedlich und fröhlich, lebhaft und abwechslungsreich*“.<sup>25</sup> Die Häuser hätten innen und außen einen weißen Anstrich bekommen und leuchten mit ihren roten Dächern in das Grün des Urwaldes.

Mit genauer Beobachtungsgabe nimmt Edith alle Veränderungen wahr und gibt auch Einblicke in die komplizierten Operationen, die hier durchgeführt werden. Allen Verleumdungen zum Trotz, die in der internationalen Presse über das Urwaldspital kursieren. Hierzu sei nur ein Beispiel angeführt. Eine junge Afrikanerin mit einem riesengroßen Unterkiefer tumor, der die untere Gesichtshälfte etwa 15 cm nach vorn und unten ballonartig ausbeulte und an dessen äußerem Ende einige Zähne herausragten, war eingeliefert worden. Der Tumor ließ sich relativ gut ausschälen. Dem Schienbein entnahm man drei Teile, mittels Metallplatten wurden diese zusammengehalten und in den Kiefer gesetzt, das Ganze von vorhandenem Muskelgewebe

überdeckt und die Haut in der Mitte des Kinnes zusammengenäht. Wenige Tage nach dieser schwierigen Operation sah die Patientin fast normal aus. Dieser Erfolg und andere zeugen von der großartigen Leistung, die das Albert Schweitzer-Hospital vollbringen kann, so Edith Fischer.

### **Sechste Reise nach Lambarene (1.1. bis 30.1.1970)**

Fast genau zwei Jahre später tritt Edith ihre sechste Reise nach Lambarene an und erlebt am 14. Januar den 95. Geburtstag Albert Schweitzers. Dieses Mal ist das Grab mit roten Weinblättern geschmückt, die von seinem Haus in Günsbach mitgebracht wurden. Zunächst singen die weißen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die zwei üblichen Geburtstagslieder, dann stimmen die Schwarzen ihre schwermütig klingenden Gesänge an. Etwas entfernt stehend lauschen Kinder aus Biafra den Darbietungen.

Am Frühstückstisch brennt am Platz Dr. Schweitzers eine große rote Kerze, auch sie ist von Weinblättern umgeben. Im Laufe des Vormittages treffen Gäste aus verschiedenen Ländern ein, von Rhena Eckert-Schweitzer persönlich am Bootssteg empfangen und begrüßt. Nach und nach werden mehrere Gebäude eingeweiht: ein Schul-, Bibliotheks- und Aufenthaltsraum, eine Zahnklinik und ein Haus für Biafra-Kinder. Die Einweihung der Gebäude war extra auf den Geburtstag gelegt worden.<sup>26</sup>

Bei Einbruch der Dunkelheit versammeln sich noch einmal etwa 300 Menschen im Biafra-Haus und feiern in fröhlicher Runde, indem sie stark oder weniger stark gepfeffertes am Spieß gebratenes Lammfleisch verspeisen. Dazu werden Weißbrot und Bier gereicht. Als alles verzehrt ist, spielt die Musik zum Tanz auf. Erst nach Mitternacht endet die ausgelassene Geburtstagsparty.

Auf bestehende Probleme und Schwierigkeiten geht Edith während ihres sechsten Aufenthaltes nicht ein. Sie betont hingegen, welche enormen Anstrengungen in den vergangenen 57 Jahren geleistet worden seien.

### **Siebte Reise nach Lambarene (15.1. bis 6.2.1972)**

Von Stuttgart aus startet Edith ihre siebte Reise. Vermutlich wäre sie gerne wieder bei der Geburtstagsfeier von Albert Schweitzer dabei gewesen, doch sie trifft einen Tag zu spät ein.

In Lambarene ist es stiller geworden, so ihre Beobachtungen. Doch noch immer kommen täglich Besucher, die sich den ehemaligen Wirkungsbereich Schweitzers ansehen wollen. Mit ihren Augen und ihrer Kamera hält Edith die Veränderungen und den Fortschritt fest: Licht gibt es jetzt nicht nur in den Operations-, Labor- und Behandlungsräumen, auch dem weißen und afrikanischen Personal steht es in seinen Zimmern zur Verfügung. Alle können Duschen und Toiletten mit fließendem Wasser benutzen.

Auf dem Ogowe sieht man jetzt weniger Pirogen, die Afrikaner haben diese gegen Boote mit Außenbordmotor eingetauscht.

Eine Augenweide seien die gepflegten Grünanlagen, die mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt wurden. Ein Rasenmäher sei angeschafft worden, sodass das Gras weniger schweißtreibend gemäht werden kann.

Die Wände der Krankenbaracken seien hellblau gestrichen, die Wohnräume leuchten in strahlendem Weiß. Gerade während ihres Besuches wird eine Telefonleitung gelegt, die viel Lauferei überflüssig machen werde.

Auch das Lepradorf habe sich verändert. Neue Häuser sind hinzugekommen, die alten wurden ausgebessert, ein Atelier für kunstgewerbliches Arbeiten eingerichtet. Damit die Kranken zum Fluss blicken können, wurde erneut Urwald gerodet.

Im Krankendorf wird der sonntägliche Gottesdienst nun von Afrikanern gehalten. In zwei Eingeborenen-sprachen liegen Gesangbücher aus, aus denen auch die Weißen mitsingen, da die Melodien in der Regel bekannt sind.

Am 29. Januar 1972 erleben einige der Spitalangestellten und mit ihnen Edith einen Höhepunkt. Die Gattin des gabunischen Ministerpräsidenten, Madame Bongo, hat sich angesagt. Sonntagsbetrieb ist angeordnet worden, damit möglichst viel Pflegepersonal an dem Fest teilnehmen kann. Motorboote setzen über den Ogowe und bringen die Mitarbeiterinnen in die Stadt Lambarene. Erwartungsvoll sieht man dem Besuch des hohen Gastes entgegen. Mit zahlreichen Fahnen in den Landesfarben grün, gelb, blau ist der riesige Festplatz geschmückt, auf dem ein Gedenkstein an die Unabhängigkeit Gabuns im August 1960 erinnert. Trommelgewirr und Gesang der Menge enden schlagartig, als Flugzeuggeräusch zu hören ist. Seit Stunden steht schon eine schwarze Limousine bereit, um die First Lady

zu empfangen. Endlich ist es so weit, eine Gabunerin kann die Gattin Bongos begrüßen, die anschließend eine Rede hält und danach im Schutz von Polizisten an den Gästen vorbeidefiliiert und die Ehrengäste persönlich begrüßt. Unter ihnen befinden sich auch einige aus dem Schweitzer-Spital.

Mit diesen Eindrücken geht die siebte Lambarene-Reise zu Ende.

### **Achte Reise nach Lambarene (31.1. bis 26.12.1974)**

Im Frühjahr 1973 wird Edith in den Ruhestand verabschiedet, davon war schon die Rede, auch von ihren anfänglichen Schwierigkeiten, sich in Treuchtlingen einzuleben. Da erscheint ihr die Einladung vom Spital, einen Afrikaner zu vertreten, wie ein Fingerzeig von oben. Sie darf elf Monate im Lambarene-Dorf offiziell arbeiten, wenn auch nicht als Krankenschwester, so doch als Briefeschreiberin. Wie sehr hatte sie sich bei vergangenen Besuchen ein Mitwirken im Spital gewünscht. Seit der Umstrukturierung des Krankenhauses nach Albert Schweitzers Tod durften ausländische Gäste nicht mehr ihre Arbeitskraft unaufgefordert einbringen.

Im Briefeschreiben ist Edith geübt, hatte sie dieses doch schon in Abendkursen in jungen Jahren gelernt. Die englische Sprache beherrscht sie perfekt und auch das Französische hatte sie sich inzwischen angeeignet. Für die Anforderungen, die Dankesbriefe in drei Sprachen zu verfassen, bringt sie die besten Voraussetzungen mit. Nun fallen ihr die Aufgaben zu, die einst Mathilde Kottmann erfüllte. Sie erinnert sich an manches Zusammentreffen mit Albert Schweitzers erster Krankenschwester, die mit Güte und Sanftmut den Patienten und Gästen begegnet war.

Da 1975 der 100. Geburtstag von Albert Schweitzer bevorsteht, ist in Lambarene diesbezüglich einiges an zusätzlicher Post zu bewältigen.

Von ihrem Alltag berichtet Edith in „*Deutsche Krankenpflegezeitschrift im Oktober 1974*“. Wie immer sind neben dem Briefeschreiben, Sach- und Geldspenden zu registrieren und ist Kontakt zu ehemaligen Mitarbeiterinnen und Schweitzer-Freunden aufzunehmen. Nach Erledigung der Schreibarbeiten warten Kisten und Pakete, um ausgepackt zu werden. Ihr Inhalt ist zu sortieren, und die Geschenke sind so zu lagern, dass sie bei

passender Gelegenheit griffbereit liegen und verteilt werden können. Was kam da nicht alles zum Vorschein: Spielzeug, Anziehsachen für Kinder und Erwachsene, Schreibmaterial, Bücher, Geschirr, Instrumente, Medikamente, gehäkelte Binden für die Leprakranken und dergleichen mehr. Immer ist diese Arbeit abwechslungsreich und sorgt für manche Überraschung.

Im April stirbt Mathilde Kottmann in ihrer Heimat. Charles Michel bringt ihre Urne von Straßburg nach Lambarene, und er ist es auch, der sie im Rahmen eines Sonntagsgottesdienstes in die Erde senkt, den Dr. Kopp leitet. Edith hält dies mit ihrer Kamera fest.

Viele Afrikaner haben sich versammelt, bekunden ihre Trauer und zeigen ihr Mitgefühl. Die Verstorbene ist manch einem in guter Erinnerung geblieben.

Wenige Monate später, im Oktober 1974, stirbt überraschend der beliebte Chefarzt Dr. René Kopp, der seit 1946 im Spital mitgearbeitet und viele Aufenthalte hier verbracht hatte. Seinen plötzlichen, nicht vorhersehbaren Tod erlebt Edith schmerzlich.

Viele Neubauten sind am Ogowe-Fluss entstanden und eine holländische Firma baut derzeit eine aufsehenerregende Brücke über den breiten Strom. Nach wie vor kommen zahlreiche Besucher, einzeln oder in der Gruppe, um das Spital zu besichtigen, das seine Anziehungskraft behalten hat.

Gegen Ende 1974 kehrt Edith nach Deutschland zurück. Es werden fünf Jahre vergehen, bis sie erneut nach Lambarene aufbricht. In der Zwischenzeit ist sie in Treuchtlingen sehr beschäftigt.

### **In Treuchtlingen: Hauskauf, Kinderbetreuung u. a.**

Zurückgekehrt aus Afrika nimmt Edith eine Halbtagsstelle bei einem Arzt an, die zu ihrem Leidwesen zeitlich begrenzt ist. Sie hat Pläne, die Geld kosten werden. Mit ihren 64 Jahren möchte sie sich einen Kindheitstraum erfüllen und in einem Haus leben. Sie kauft sich ein kleines Anwesen Am Holzgarten. Ihre Zweizimmerwohnung bietet wenig Platz für ihre vielen Fotokästen, Reiseandenken und Mitbringsel. Das Gefühl der Beengung hatte sie als Kind zur Genüge erlebt. Auch als Krankenschwester musste sie anfangs ihr Zimmer sogar mit einer Mitschwester teilen und auch später stand in der Regel nur ein Raum für

persönliche Entfaltung zur Verfügung. Daher ist ihre Entscheidung nachvollziehbar, zumal sie sich derzeit noch nicht vorstellen kann, dass auch ihre Kräfte eines Tages begrenzt sein werden und ein Haus dann eine Belastung darstellt.

Zu dem nahe am Waldrand gelegenen Häuschen gehört eine Scheune. Diese ist abzureißen, dafür sollen ein Abstell-, Tankraum und Heizung eingebaut werden. Auch Verbesserungen in der Raumaufteilung gilt es vorzunehmen. Um Kosten zu sparen, hilft Edith, so gut sie kann, den Bauarbeitern. Um diese bei Laune zu halten, besorgt sie mit ihrem Kleinwagen Bier und Brotzeit für die Arbeiter. Abends räumt sie auf und kehrt den Bauschutt zusammen. Eines Tages inspiziert der verantwortliche Bauherr die Baupruppe und fragt, ob sie mit der Hilfsarbeiterin zufrieden seien. „*Ach ja, die ist recht anständig und ganz o.k., was mich natürlich sehr amüsierte*“, so Edith.<sup>27</sup>

Die Umbauten kosten viel Geld, und deshalb sieht sich Edith nach einem Nebenverdienst um. Aufgrund ihrer oft nur kurzen Beschäftigungsverhältnisse hatte sie Abschlüsse bei der Rentenversicherung in Kauf nehmen müssen. Emsig liest sie Zeitungen und studiert die Inserate: Eine schottische Krankenschwester sucht für ihre ein- und dreijährigen Buben einen Babysitter. Beide Frauen verstehen sich auf Anhieb, und so wird Edith nun Kinderfrau. Nur wenige Tage später meldet sich auch ein Altenheim, bei dem sie sich zuvor beworben hatte. Schade, denkt sie und macht sich auf den Weg, um dort abzusagen. Doch da ihr Einsatz nur für das Wochenende vorgesehen ist, kann sie die Stelle annehmen. Insgesamt sechs Jahre wird sie beides ausführen: Kinderbetreuung und Wochenenddienst im Alten- und Pflegeheim, die Wochenendpflege nach drei Jahren jedoch nur noch 14-tägig.

Inzwischen hat sich herumgesprochen, dass Frau Fischer gut mit Kindern umgehen kann. Zwei weitere Mädchen werden ihr später zur Aufsicht anvertraut. Die Freuden, die Großeltern beim Aufwachsen ihrer Enkelkinder erleben, werden auch Edith als Ersatzoma zuteil. Es beglückt sie, wenn sie als Oma angesprochen wird. Mit viel Liebe und Einfühlungsvermögen geht sie auf die kleinen Wesen ein und erlebt deren Zuneigung und Zutrauen. Die ungezwungene Zuwendung der Kinder bereichern ihr Leben auf ungeahnte Weise. Zahlreich sind die Fotos der Kleinen, die man ihr im Laufe der Zeit schenkt. Noch nach

20 Jahren hängen sie an der Wand mit dem Hinweis: „*Meine Kinder*“. Sich von den Bildern trennen zu müssen, würde ihr schwerfallen. Wann der Einzug ins „*Häuschen*“ stattfindet, verrät uns Edith nicht. Es dürfte schon 1976 gewesen sein.

### **Neunte Reise nach Lambarene (11.1. bis 19.1.1979)**

Inzwischen ist Edith fünf Jahre nicht mehr in Lambarene gewesen. Die Zeit in Treuchtlingen war ausgefüllt durch Hauskauf, Umbau, Einzug, Kinderbetreuung und Wochenenddienst im Alten- und Pflegeheim. Aber Neugier und Fernweh besitzt sie noch immer. Daher meldet sie sich zu einer Gruppenreise nach Lambarene an, die der Schweizer Hilfsverein unter der Leitung von Dr. Munz anbietet.

Bei winterlichen 20 Grad minus bricht die Truppe auf und wird von ca. 40 Grad plus empfangen. Das tut der Freude keinen Abbruch und zum Glück wird auch niemand krank. Das Wiedersehen des alten Spitals weckt wehmütige Erinnerungen. Der Neubau ist noch nicht fertiggestellt. Eine Bootsfahrt zum Lac Zilé lädt zur Entspannung und Erholung ein. Als Höhepunkt der Reise empfindet Edith aber die Geburtstagsfeier für Albert Schweitzer. Zu dem Festgottesdienst haben sich viele verschiedene Chöre eingefunden. Gabunische Spitalangestellte, farbenfroh gekleidet, singen und tanzen im Sonnenschein, während bunte Fahnen im Winde flattern. Im Anschluss an den Gottesdienst werden zwei langjährige Mitarbeiter geehrt. Es sind ein gabunischer Heilgehilfe, der schon 1913 bei Albert Schweitzer gearbeitet hat und Maria Lagendijk, die ihr 40-jähriges Dienstjubiläum feiern kann.

In der großen, schön geschmückten Halle der neuen Poliklinik findet das Festessen statt, an dem auch Präsident Bongo teilnimmt. Auf bunten Polstern sitzend schaut er zumeist lächelnd in die fröhliche Runde und verfolgt das muntere Treiben. Am Abend werden Filme über Dr. Schweitzer gezeigt und man diskutiert über die derzeitige Situation im Krankenhaus.

Am letzten Tag soll gegen 9:00 Uhr die „*Transgabon*“ die Gruppe nach Libreville bringen. Doch keine Maschine trifft ein. Die Wartenden plagt Durst, sodass zwei Verantwortliche zurück ins Spital fahren, um dem abzuhelpen. Zwei Stunden später ist von einem Flugzeug noch immer nichts zu sehen. Nochmals fahren die Gastgeber zur „*Proviantquelle*“ zurück und bringen belegte

Brote, Tomaten und Getränke. Bananen, von einigen vermisst, gibt es nicht; denn Elefanten haben eine Plantage zerstört. Mit einem Besuch des Nationalmuseums in der Hauptstadt und einem Bad in den warmen Wellen des Atlantischen Ozeans findet die kurze, aber sehr erlebnisreiche Reise ihren Abschluss.

### **Zurück in Treuchtlingen: Ausgefüllter Alltag**

Im April desselben Jahres berichtet Edith über ihre Reiseerlebnisse im „*Schweizer Rundbrief*“ und nimmt den Artikel in „*Blütenlese*“ wieder auf. Ein ähnlicher Bericht erscheint im September in „*Deutsche Krankenpflegezeitschrift*“.

Nach wie vor besucht Edith in ihrer Freizeit Fremdsprachenkurse, ist auf längeren oder kürzeren Reisen unterwegs, hält Lichtbildvorträge über Dr. Schweitzer oder erledigt ihre umfangreiche Korrespondenz und betreut nebenbei Kinder. Von Verwandten oder Bekannten hört sie oft, sie möge sich doch einmal ausruhen, doch diesen Rat kann sie gar nicht verstehen. Sie wäre unglücklich ohne all diese Aktivitäten. Auch die Betreuung von Pflegebedürftigen im Altenheim, inzwischen zweimal im Monat, empfindet sie als „*Teilzeitlehrgang über Verhaltensweisen beim Älterwerden*“<sup>28</sup> oder als Schulung für das eigene Altwerden. Sie ist 68, als sie im Dezember 1980, nach fast zwei Jahren ihre zehnte Lambarene-Reise antritt.

### **Zehnte Reise nach Lambarene (15.12.1980 bis 21.1.1981)**

Mit der zehnten Lambarene-Reise geht für Edith ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Sie kann erstmalig ein Weihnachtsfest im Spitaldorf erleben. Ein Jahr später erscheint ihr mit zehn farbigen Bildern ausgeschmückter Bericht in „*Deutsche Schwesternzeitschrift 12/1981*“, er wird auch im Rundbrief abgedruckt und in den späteren Büchern „*Dankeschön Dr. Schweitzer*“ und in der „*Blütenlese*“ wieder aufgenommen. Vor allem die Aufführung eines Krippenspiels im Dorf des Lichts haben sie so beeindruckt, dass sie ihrer ausführlichen Schilderung jeweils Bilder zufügt. Zitiert sei aber nur die anschließende Geschenkevergabe:

*„Nach dem feierlichen Auftakt erfolgte die Bescherung der großen Lambarene-Familie. Große Stapel bunter Plastikschüsseln standen zur Verteilung bereit. Einige der weißen Mitarbeiter waren damit beschäftigt, in diese Gefäße eine gewisse Menge Reis einzufüllen, auch gab es für jede Familie eine Flasche Speiseöl, Zwiebeln, ein paar Dosen*

*Fischkonserven und sogar ein lebendes Huhn als Weihnachtsgeschenk. Letzteres konnte nach Belieben behalten oder weitergefüttert werden oder als Festtagsbraten Verwendung finden. Ziemlich lebhaft und lustig ging es bei der Bescherung zu. Die vielen gackernden Hühner waren wohl von ihrer Flugreise in Drahtgehegen noch etwas verängstigt, sie hatten aber alle den Transport gut überstanden und wurden von den Beschenkten dankbar in Empfang genommen“.*<sup>29</sup>

Nicht nur das Weihnachtsfest erlebt sie, auch mit ihren 68 Jahren zum vierten Mal die Geburtstagsfeier für Albert Schweitzer. Darüber hinaus wird es ein Wiedersehen nach 20 Jahren sein; denn ihre erste Reise war ja im Januar 1961 erfolgt. So wagt sie einen Vergleich in Bezug auf die Wasserversorgung, Elektrifizierung und die baulichen Veränderungen.

Sie erwähnt, wie mühselig es für die afrikanischen Frauen einst war, das kostbare Nass zum Kochen vom Fluss in Krügen heraufzutragen. Aber auch für die Weißen erlebten Ungemach, wenn in dem einzigen Raum zum Duschen der Eimer mit durchlöcherterem Deckel, der durch eine Zugvorrichtung gekippt werden konnte, plötzlich kein Wasser mehr lieferte.

1968 gab es die erste Wasserleitung zwischen dem Wohnhaus der Weißen und den Krankenbaracken. Welch eine Freude sei es für alle gewesen, durch ein einfaches Pumpsystem nun fast mühelos Wasser aus dem Ogowe zu bekommen. Sieben Jahre später wurde mit dem Bau einer Wasseraufbereitungsanlage begonnen, die bald in Betrieb ging und verschiedene Verbesserungen brachte. Anstelle einer Waschschüssel vor dem Speiseraum konnten nun zum Händewaschen vor einem langen weißen Becken zwei Wasserhähne aufgedreht werden.

Zur Elektrifizierung weiß sie zu berichten: Bereits in den 50er Jahren gab es im Spital einen Generator, der Strom für den OP- und Röntgenraum, aber auch für die Personalunterkünfte erzeugte. 1974 begann der Bau einer Elektrifizierungsanlage. Sie konnte 1975, zum 100. Geburtstag Schweitzers, eingeweiht werden. Fortan musste niemand mehr mit Taschenlampe oder Sturmlaterne ausgerüstet nachts durchs Lambarene-Dorf stolpern.

Am Auffallensten seien aber die baulichen Veränderungen. Zwar war und ist das Spital Dr. Schweitzers mit seinen roten Dächern, umgeben von grünen Palmen, schön anzusehen, aber es entsprach nicht mehr den Erfordernissen der Zeit. Seit zwei

Jahren sei die große neue Poliklinik mit Untersuchungs-, Behandlungs-, Operations- und Verwaltungsräumen in Betrieb. Nach der Einweihung im Januar 1979 konnten auch die Chirurgie I und II, die Maternité sowie ein internationales Forschungslaboratorium eingerichtet werden.<sup>30</sup> Nicht an Schweitzers Geburtstag, sondern am 17. Januar sei der zweite Bauabschnitt eingeweiht worden.

### **Elfte Reise nach Lambarene (20.12.1984 bis 16.1.1985)**

Am frühen Morgen des 20. Dezember 1984 fährt Edith von Treuchtlingen nach München, um von hier aus ihren elften Flug nach Lambarene anzutreten. Fast vier Jahre ist sie nicht mehr dort gewesen, und die Neugier ist groß, was sich inzwischen wieder verändert hat. Von München geht ihr Flug über Zürich, Genf direkt nach Libreville. Kurz vor 20:00 Uhr befindet sie sich bereits am Äquator. Was für eine Zeitersparnis im Vergleich zu ihren ersten Reisen! Trotz ihrer 72 Jahre stellt sich ihr Körper mühelos auf die veränderten Temperaturen ein. Im Urwaldhospital angekommen, tragen eine warme Dusche in einem schönen Zimmer sofort zu ihrem Wohlbefinden bei. Vorwiegend junge Menschen aus der Schweiz, Frankreich, Spanien, Holland, Polen, der Bundesrepublik Deutschland und sogar Kanada haben sich ebenfalls eingefunden und bieten ihr an, an ihren Boots- und Autoausflügen teilzunehmen. Selbst zu Dienstreisen in die nähere Umgebung zur Mutter-Kind-Betreuung wird sie mitgenommen. Auch hier darf sie überall fotografieren.

Anschaulich hält sie ihre Beobachtungen im Hospital fest. Hierzu sei angeführt:

*„Etwas weniger erfreulich – wie auch manchmal bei uns in Altenheimen – fand ich die Situation in der ehemaligen Maternité im alten Hospital. Dort sind jetzt alte und gebrechliche Menschen untergebracht, die keine Angehörigen mehr haben. Manche von ihnen wollen oder können einfach ihr Alter und die damit verbundenen Gebrechen nicht akzeptieren und sitzen lustlos herum. Glücklicherweise gibt es aber auch hier Ausnahmen, ab und zu ein freundliches Gesicht, wie zum Beispiel beim alten Sebastian, der schon zu Schweitzers Zeiten im Hospital war und nun hier zufrieden seinen Lebensabend verbringt.“<sup>31</sup>*

Lebhafter Betrieb herrscht im Kindergarten bzw. in der Kinderkrippe sowie in der Schule. Hier werden etwa 80 Grundschul-

kinder von drei Lehrern unterrichtet, wo sie die schwierige französische Sprache lernen.

Ausführlich berichtet sie über gelungene Operationen, die sie als ehemalige Oberschwester auch gut kommentieren kann, sowie über die Fahrten in den Urwald, die der Gesundheit von Mutter und Kind und der Verhütung von Krankheiten dienen.

Als Höhepunkt ihrer Reise erlebt sie wieder den 14. Januar, Albert Schweitzers 110. Geburtstag, auch wenn er nicht großartig gefeiert wird. Ein größeres Fest soll es erst zum 20. Todestag am 4. September geben. Doch das Steinkreuz ist mit einem Kranz von Hibiscusbüthen geschmückt. Zum Abend sind ein Priester aus der katholischen Missionsstation, zwei Ordensschwwestern sowie der deutsche Botschafter Dr. König aus Libreville und einige andere Gäste eingetroffen. Dr. Meier-Roth leitet mit einem Stück von Bach, gespielt auf seinem Elektroklavier, den Abend ein. Dr. Ary van Wijnen findet freundliche Worte über Schweitzer, und ein anschließender Film über den Doktor, den seine Tochter Rhena kommentiert, erinnert würdig an sein Lebenswerk. Auch jüngere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind sichtlich berührt von diesem Gedenktag.

### **Zwölfte Reise nach Lambarene (21.12.1986 bis 19.1.1987)**

Es sind fast genau zwei Jahre vergangen, als Edith das letzte Mal in Lambarene war. Den Besuch hat sie so gelegt, dass sie zum dritten Mal ein Weihnachtsfest im Spital und zum fünften Mal Albert Schweitzers Geburtstag erleben kann. In „*Schweizerisches Reformiertes Volksblatt*“ erscheint im Juni 1987 ihr erster Artikel über diese Reise. In ihm hebt sie hervor, dass die sonntäglichen Gottesdienste zu den „*schönsten und liebsten Erinnerungen*“<sup>32</sup> all ihrer Aufenthalte gehören. Wenn am Sonntagmorgen die Glocken läuten, dann machen sich junge und alte, gesunde und kranke Menschen auf den Weg, um am Gottesdienst teilzunehmen, sogar Hunde mischen sich unter die regelmäßigen Kirchgänger. Fanden früher die Andachten im Freien statt, so werden sie seit 1968 an Regentagen in einem ehemaligen Gebäude für Lebensmittelvorräte in Flussnähe gehalten. Nach dem Heimgang von Dr. Kopp (1974) und dem Katecheten Frédédric N'Doungh haben sich afrikanische Mitarbeiter gefunden, die nach der Liturgie der Französischen Evangelischen Kirche die kirchliche Tradition würdevoll fortsetzen. Besonders der wohlklingende, kräftige und

vielstimmige Chorgesang berühre die Herzen und habe manchen veranlasst, diesen auf Tonband aufzunehmen.

„Wir satten Christen aus den Wohlstandsländern können vielmehr heute von ihnen lernen, von ihrer souveränen Spontaneität, Innigkeit und Hingabe bei der Gestaltung des Gottesdienstes“, so beschließt Edith ihre Beobachtungen.<sup>33</sup>

Auch im „52. Rundbrief A.-Schweitzer-Komitee e. V.“ vom Juni 1988 berichtet Edith von ihren Eindrücken. Hier liegt der Schwerpunkt aber auf dem medizinischen Bereich. Sie nennt die verschiedenen Ärzte des Krankenhauses und erwähnt ihre Tätigkeiten. Sehr erfreut ist sie über die Ausbildung des gabunischen Pflegepersonals in der Pädiatrie und der Zahnheilkunde. Die Zahnmediziner warten nicht nur auf Patienten im Hospital, sondern besuchen auch Schulen in den Dörfern. Von achtzig größeren und kleineren Kindern musste fast die Hälfte behandelt werden. Es gab sogar sieben Zahnextraktionen.

Wie bei ihrer vorherigen Reise erwähnt sie den alten Sebastian, der auf dem von Maria Lagendijk zur Verfügung gestellten elektrischen Harmonium mit „Stille Nacht, heilige Nacht...“ Weihnachtsstimmung verbreiten konnte. Während er auch noch andere Lieder mit seinen gekrümmten Fingern spielte, strahlte er übers ganze Gesicht.

Über das im Dorf des Lichts stattgefundene Krippenspiel zu Weihnachten wird Edith erst zwei Jahre später im „53. Rundbrief A.-Schweitzer-Komitee e. V.“ berichten. Schon bei ihrer zehnten Reise im Dezember 1980 hatte sie dieses erlebt, und deshalb sei hier nicht weiter darauf eingegangen.

Am 28.12.1986 schreibt Edith aus Lambarene einen Brief an Frau Bomze, der Leiterin des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums (DASZ) in Frankfurt. Sie gibt zu, vor der Reise Ängste gehabt zu haben. Über anstehende Probleme möchte sie sich hier nicht äußern. Sie schlägt ein Treffen in Würzburg vor.

Trotz einiger Dinge, die Edith missfallen haben, verlässt sie innerlich bereichert nach fast vier Wochen das Spital. Es wird ihre letzte Reise bleiben. In Zukunft sind das schriftliche Festhalten ihrer Lambarene-Eindrücke und Diavorträge angesagt. Rechnet man all ihre in Lambarene verbrachte Zeit zusammen, so kommt man auf zweieinhalb Jahre.

## Autorin in Treuchtlingen Am Holzgarten 7

Mit „Dankeschön Dr. Schweitzer“ wird Edith Fischer 1984 als Buchautorin einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Sie ist bereits 72 und schon elf Jahre im Ruhestand, als sie beschließt, angeregt durch einen Neffen, ihre ersten Artikel von 1962 für die „Deutsche Schwesternzeitung“ über Albert Schweitzer in einem Buch mit Bildern herauszubringen. Ihr ist bewusst, dass es schon viele Publikationen über den Urwaldarzt gibt, und so erstaunt es sie auch nicht, dass sie zunächst von zwei Druckereien eine Absage bekommt. Der „wek-Verlag“ von Treuchtlingen, der gerade seine Tätigkeit aufnimmt, weist sie jedoch nicht ab, und fortan wird Walter E. Keller ihr Verleger. Das Buch sollte mit 80 Druckseiten und 60 farbigen Bildern erscheinen, kommt dann aber nur mit 32 Farb- und 30 Schwarzweißbildern heraus. Für 1.479 Exemplare waren 16.632,08 DM an den „wek-Verlag“ zu entrichten. Umfangreiche mündliche Verhandlungen, das Auswählen, Sortieren der Aufsätze, der Austausch zwischen ihr und dem Verlag, aber auch der Briefverkehr mit Frau Bomze nehmen Ediths Zeit in Anspruch. Den Briefkopf und die Anrede tippt sie immer sehr professionell. Man könnte meinen, sie wäre ihr ganzes Leben nur als Sekretärin unterwegs gewesen. Ihre Reise-schreibmaschine wird ihr bis zum Dezember 2006 ihren Dienst erweisen.

Im Mai 1985 besucht Edith Frau Bomze im DASZ in der Neuen Schlesingergasse. Der Weg vom Bahnhof zur Geschäftsstelle fällt ihr schwer, das Laufen auf dem Pflaster ist für sie ungewohnt und bereitet ihr müde Beine. Sie hat die sogenannte Schaufensterkrankheit. Doch „mit dem Intercity ist es ein Vergnügen zu reisen“, so bemerkt sie am 14.5.1985. Weitere Fahrten nach Frankfurt wird Edith nicht mehr vornehmen, auch keine Einladungen zu späteren Mitgliederversammlungen folgen.

Was niemand ahnt und Edith erst mit 90 Jahren preisgibt, sie hat ihre Freundin Luise Engelhardt in diesem Jahr verloren und sich direkt neben dem Grab eine Begräbnisstätte gekauft. Vor dem Sterben hat sie keine Angst, aber den Verlust eines ihr nahestehenden lieben Menschen kann sie schwer verkraften.

Auch wenn sie gesundheitlich „schwächelt“, wird sie im Dezember 1986 noch einmal für vier Wochen nach Lambarene fahren. Davon war schon die Rede. Drei Jahre später, im Oktober

1989, liebäugelt sie mit einem 13. Besuch des Urwaldspitals, realisiert diesen aus gesundheitlichen Gründen jedoch nicht. Zum Kirchentag in Berlin hatte sie im Juni 1989 fahren wollen, kann sich dann aber doch nicht dazu aufraffen.

1986 jedoch befindet sich Edith in Hochstimmung, Das Buch „*Dankeschön Dr. Schweitzer*“ verkauft sich gut, für Vorträge findet sie wieder die nötige Kraft, man dankt ihr mit großzügigen Spenden für Lambarene und wenn sie zusätzlich einen Blumentopf für sich erhält, ist sie glücklich und dankbar.

Im März 1987 stirbt ein Bruder von ihr. Das setzt ihr wieder sehr zu und blockiert ihre Energie und ihren Schaffensdrang. Wochenlang bleiben Briefe unerwidert liegen. Am 14.12.1987 entschuldigt sie sich bei Frau Bomze: „aus gesundheitlichen Gründen liegt ihr Schreiben vom 27.7.1987 noch unbeantwortet bei mir“.

Aus dem Briefwechsel zwischen der Leiterin und Edith erfahren wir manches Persönliche. Die beiden Frauen begegnen sich vertrauensvoll und berichten über das, was ihr Leben beschwert. So erfährt Edith, dass Frau Bomze ihren Gatten verloren hat. Am 28.6.1988 kondoliert Edith anteilnehmend, sie könne sich den Schmerz durchaus vorstellen: „habe ich doch als Jüngste der Geschwister immer wieder solches erlebt“. Außerdem berichtet sie von einer über 90-jährigen Schwester in Nürnberg, die Alzheimer habe.

Ihr Umzug in die Hahnenkammstraße, aber auch die seelischen Belastungen nehmen sie gesundheitlich mit, sodass sie Vorträge absagen muss. Zum ersten Mal kam ihr Brief nicht mehr aus ihrem „Häuschen“. In den vergangenen Wochen ist sie in eine schöne, praktische und altengerechte Zweizimmerwohnung ins Seniorenheim umgezogen, das kaum 500 m entfernt, gerade fertig gestellt worden war.

### **In Treuchtlingen Hahnenkammstraße 17**

Edith ist beim Umzug 75 Jahre alt, seit 1973 lebt sie in der Eisenbahnerstadt Treuchtlingen und entdeckt nun erstmalig von ihrer Wohnung, aus dem zweiten Obergeschoß des Seniorenwohnhauses „Zur Burg“, das Panorama: umliegende kleine Dörfer, das Altmühltal und seine Hügelketten. Sie ist ganz begeistert von ihrem Ausblick und kommt geradezu ins Schwärmen, als sie davon berichtet.<sup>34</sup> Viele neue Gebäude fallen ihr ins Auge, im Vordergrund sieht sie die Katholische Marienkirche, den

Bahnhof, das Postgelände, den beeindruckenden Schöffbräu-Komplex, der nachts angestrahlt wird, die Thermalanlagen, die Tennishalle und das fertig gestellte restaurierte Schloss, das vor kurzem in der „Welt am Sonntag“ als „Zauberschloss von Treuchtlingen“ bezeichnet wurde.

Den Lift im Haus empfindet sie als sehr praktisch. Nur einen Nachteil gäbe es bisher. Um die Fenster sei es etwas kahl, es fehle an Begrünung. Als Edith in „Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“ ihre neue Wohnsituation beschreibt, lebt sie bereits fünf Jahre dort. Das Am Holzgarten 7 zurückgebliebene Mobiliar schafft Platz für einen Neuerwerb. Im Februar 1989 kauft sie eine Heimorgel, an der sie sich fleißig ausprobiert. Sie lässt Frau Bomze wissen, dass sie stundenlang an der Orgel übt, diese möchte sie nicht gegen einen Fernseher tauschen. Inwieweit ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt sind, erfahren wir nicht.

Noch ist ihr „Häuschen“ nicht ganz ausgeräumt, das muss warten; wichtiger für sie ist die Herausgabe einer „Anthologie zum 25. Todestag von Albert Schweitzer 1990“ mit „Aussagen – Zitaten – Briefen – Ansprachen“. Auch für einen Kinderbibeltag gilt es sich vorzubereiten und passende Bilder herauszusuchen. 1990 wird ein unruhiges, aber aktives Jahr. Neben der Arbeit für die Publikation laufen Überlegungen, wie sie ihren Hausstand verkleinern kann. Viel zu viel Wäsche hat sie noch von ihrer Aussteuer. Sie fragt bei Frau Bomze an, ob Günsbach Leinenlaken gebrauchen kann. Inzwischen habe man ja Spannbetttücher.

Im September kommt ihr „Blumenstrauß für Albert Schweitzer“ heraus. Der Treuchtlinger Kurier berichtet davon. „Der Verkauf der Gedenkschrift läuft gut an“, teilt sie Frau Bomze am 18.9.1990 mit und einen Monat später (19.10.90), sie habe auch schon wieder viele Vorträge gehalten.

1992 ist Edith in Ingolstadt und Weimar zu Vorträgen unterwegs. Der Bildvortrag in Weimar habe sie aber enttäuscht. Nur 30 Zuhörer seien gekommen, dafür lohne sich nicht die lange Reise, berichtet sie Frau Bomze am 1. Mai 1992. Langsam denkt sie daran ins Altenheim/Pflegeheim zu gehen, „da heißt es, das Loslassen rechtzeitig zu lernen.“ Doch bis dahin wird noch mehr als ein Jahrzehnt vergehen.

Am 10. August 1992 feiert Edith ihren 80. Geburtstag „mit großem Trubel“.<sup>35</sup> Hierzu hat sie die Heimbewohner, aber auch zahlreiche Verwandte eingeladen, die im Haus Unterkunft finden konnten. Edith liebt es, Feste zu feiern und mit ihren Ideen zum Gelingen beizutragen. Schon manches Mal war sie im Heim dazu aufgefordert worden, Grußworte zu dem „Tag der Freude“ zu sprechen, ein Fest, das immer im Mai vor Himmelfahrt stattfand. Nun ist sie die Jubilarin, und sie genießt das schöne Essen, das fröhliche Zusammensein der vielen Menschen, die anlässlich ihres Geburtstages zusammengekommen sind.<sup>36</sup>

20 Jahre nach ihrem Eintritt in den Ruhestand erscheint 1993 ihre Schrift „Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“ mit dem Untertitel „Abwechslung ist die Würze des Lebens“. Das 70 Seiten starke Bändchen gewährt uns Einblicke in Ediths abwechslungsreiches Berufsleben. Ohne diese Schrift wüssten wir wenig über ihre wechselnden Arbeitsverhältnisse. Auch die Autorin äußert sich dazu, ohne die lückenlosen Zeugnisse ihrer Anstellungen wäre es für sie kaum möglich gewesen, uns über die Länge der Beschäftigungsverhältnisse zu informieren. Erst jetzt, 1993, findet sie Zeit und Muße über ihr bisheriges Leben zu reflektieren. Nicht nur ihre Erinnerungen, auch ihren Hausstand ordnet sie, den möchte sie weiter verkleinern. Im August verschickt sie Bücher und Tischdecken nach Günsbach, im Oktober bietet sie Frau Bomze die „Rundbriefe“ 8 bis 75 und die Rundbriefe aus der ehemaligen DDR Nr. 1 bis 58 an. Die 81-Jährige möchte sich von „Ballast“ befreien. Noch kann sie nicht ahnen, dass sie die Rundbriefe eines Tages vermissen wird; denn bis zu ihrem 90. Geburtstag bleibt sie der Schriftstellerei treu und benötigt hierzu die weggegebenen Hefte.

Immer wieder bekommt Edith Spenden von Privatpersonen für Lambarene. Sie leitet diese nach Frankfurt weiter, fühlt sich dabei aber nicht wohl und entschuldigt sich für diese „Belästigungen“. Das Gefühl, anderen lästig zu fallen, verstärkt sich mit den Jahren zunehmend. Allerdings wird der Schriftverkehr mit Frankfurt immer intensiver, je mehr sie veröffentlicht. Am 20.7.1994 schreibt sie: „dass ich im Ruhestand mehr gearbeitet habe als je zuvor“. Wieder ist sie mit der Herausgabe einer Broschüre befasst. Sie will „Gereimtes und Ungereimtes. „Ein Rückblick in die 'gute alte Zeit'““ herausbringen. Das Heraussuchen, Ordnen,

Sortieren ihrer bisherigen Aufsätze füllt die Zeit aus, macht sie aber einsam. Die geistige Beschäftigung ist zeitintensiv, in der Kontakte nicht gepflegt werden können. Doch Einsamkeitsgefühle überfallen sie auch, da inzwischen alle ihre Geschwister gestorben sind.

Zum 4./5. September 1995 erscheint ein Artikel „Erinnerungen zum 30. Todestag Albert Schweitzers 1995“ in den Rundbriefen von Weimar und Frankfurt, und er wird auch in „Nachrichten für die Freunde des Albert-Schweitzer-Hauses Heft 12, Jahrgang 1995“ aufgenommen.

In „Blütenlese für Albert Schweitzer“, 1998 erschienen, sind alle ihre Aufsätze ab 1960 gesammelt, die zuvor nur in der „Deutsche Schwesternzeitschrift“, im „Erlanger Sonntagsblatt“, „Rothenburger Sonntagsblatt“, im „Schweizer Reformierten Volksblatt“ oder in „Rundbriefen des A.-Schweitzer-Komitees e. V.“ bzw. den „Rundbriefen“ des DASZ erschienen sind. Im Vorwort äußert sie sich über die chronologisch geordnete Dokumentation. Sie sei „nicht aus menschlicher Eitelkeit“ oder dem „Trachten nach Publizität“ entstanden, vielmehr dränge es sie, ihr tief empfundenes Dankbarkeitsgefühl für die „unermessliche Bereicherung“ ihres Lebens durch Albert Schweitzer nochmals zusammenzufassen.

### Ediths letztes Lebensjahrzehnt

Am 18.1.1996 lässt Edith Frau Bomze wissen, sie habe vor längerer Zeit ein Testament gemacht, möchte Lambarene damit unterstützen, das Geld aber noch für sich behalten, da sie nicht wisse, ob sie es eventuell für einen Heimplatz im Pflegeheim benötige. Zehn Jahre später wird dies der Fall sein.

Mit 85 Jahren fühlt sich Edith geistig fit, betont aber wiederholt, sie sei nicht mehr reisefreudig, deshalb werde sie nicht mehr nach Frankfurt kommen. Doch nach wie vor erhält sie Einladungen zu den Mitgliederversammlungen. Offiziell war sie dem Albert Schweitzer-Hilfsverein bisher noch nicht beigetreten. „Sie habe auf Mitgliedschaft im Verein verzichtet“, teilt sie Roland Wolf am 2.5.1999 mit, da sie von Schweitzer gelernt habe: „... wo viel organisiert wird, da stirbt der Geist“.

Ende Mai desselben Jahres hält Edith einen Vortrag in Augsburg beim dortigen „Albert-Schweitzer-Freundeskreis“. Dessen Leiterin, Frau Gabriele Richter, hatte sie eingeladen. Ob Edith die Bahn benutzte, die in einer knappen Stunde Augsburg er-

reicht oder aber Frau Richter sie mit dem Auto abholte, wissen wir nicht.

An ihrem Wohnort wirkt Edith seit 1997 im Ökumenischen Bibelkreis mit. Im Juni 2000 ehrt das Evangelische Gemeindeblatt die Seniorin und dankt für ihre dreijährige aktive Mitarbeit.

Am 27.12.2001 stürzt Edith in ihrem Zimmer, etwa ein Dreivierteljahr vor ihrem 90. Geburtstag. Sie berichtet darüber in „*Schlusspunkt*“. Seitdem geht sie mit Stock. Die mit farbigen Bildern versehene Broschüre „*Schlusspunkt*“<sup>37</sup> hatte sie vor ihrem Geburtstag veröffentlicht. Auf insgesamt 16 Seiten blickt sie noch einmal auf ihr Leben zurück. Es wird ihre letzte Publikation sein. Für Frau Böhnerts Grüße zu ihrem 90. Ehrentag bedankt sie sich und erwähnt den Unfall. Für 70 Glückwünsche hat sie zu danken, nicht eingerechnet die Telefonate. Frau Bomze lässt sie wissen, der 90. Geburtstag habe sie „*mitgenommen*“.

Am 20.6.2004 teilt sie Frau Böhnert, der seinerzeitigen Leiterin des DASZ mit, sie sei mit ihrem Testament beschäftigt. Herr Keller, der Herausgeber ihrer Bücher, sei ein tüchtiger Testamentsvollstrecker. Sie sei zwar noch nicht beim Notar gewesen, sobald dies erfolgt sei, werde sie ein Duplikat schicken. Fast zweieinhalb Jahre später am 8.12.2006 erinnert sie Frau Böhnert an ihr Vermächtnis. Bisher sei kein Dank dafür gekommen, dass sie ihre Wohnung dem Hilfsverein vermacht habe. Außerdem habe sie viele Diapositive geschickt, auch für diese erwartet sie eine Rückmeldung. Zum ersten Mal wird der Brief nicht getippt, er liegt handschriftlich vor; denn die Schreibmaschine „*hat ihren Geist aufgegeben*“.

Abrupt endet jetzt auch der Briefverkehr mit Frankfurt. Edith wird bis zu ihrem 96. Lebensjahr in der Wohnung in der Hahnenkammstraße leben können; doch dann bleibt ihr der Umzug in ein Pflegeheim nicht erspart. Davor hatte sie immer etwas Angst gehabt.

Aus einem Nachruf von Gabriele Richter aus Augsburg erfahren wir, dass Edith etwa eineinhalb Jahre gut versorgt im Pflegeheim verbrachte, bevor sie am 21. Juni 2010 in Treuchtlingen starb.<sup>38</sup> 25 Jahre zuvor hatte sie sich schon eine Grabstätte gekauft.

Aus dem Augsburger Albert-Schweitzer-Freundeskreis seien mehrfach im Jahr Besucher zu Edith gekommen, da die geographische Nähe dies anbot. Das DASZ übernahm den Nachruf mit einigen Ergänzungen und stellte ihn ins Internet. Er ist aber derzeit nicht mehr einsehbar.

### **Abschließende Würdigung**

Fleiß und Arbeitswillen wurden Edith Fischer in ihrer Kindheit im engsten Familienkreis vorgelebt. Doch bereits in jungen Jahren verspürte sie ein ausgesprochen großes Bedürfnis, der Enge ihrer Lebensverhältnisse zu entkommen und mehr zu lernen als ihr in Schule und Elternhaus geboten werden konnte. Neugier, Wissbegierde, Bildungshunger stillte sie bereits als Fabrikarbeiterin in der Strumpffabrik, indem sie sich zu Abendkursen anmeldete. Rücksichtsvoll wartete sie jedoch mit ihrer Ausbildung zur Krankenschwester, ihrem eigentlichen Berufswunsch, da sie ihre Mutter nicht im Stich lassen wollte. Häufig wechselte sie später ihre Anstellung, sie zog Grenzen, wenn sie sich beruflich unter- oder überfordert fühlte. Hinter den vielen Abbrüchen stand aber immer auch das Verlangen, mehr kennenzulernen, Neues auszuprobieren. Sie liebte die Herausforderungen und verfügte offensichtlich über genügend Energie und Selbstvertrauen, Veränderungen in Angriff zu nehmen. Der häufige Stellenwechsel setzte eine große Bereitschaft und Fähigkeit voraus, sich neu anzupassen, einzuordnen und auf die veränderten Gegebenheiten einzulassen. Das Aufwachsen in der Großfamilie hatte dazu beigetragen, dass ihr dies nicht schwerfiel.

Sie hatte Freude an Sprache, treffendem Ausdruck, guten Formulierungen und war ständig bemüht, sich diesbezüglich weiterzubilden. Volkshochschulkurse wurden auch nach einem anstrengenden Tag im Beruf aufgesucht, kamen sie doch ihrem Lernbedürfnis entgegen. Sie bereicherten sie; denn Sprache und Schreiben bereitete ihr Vergnügen, bot Entspannung und Abwechslung zum Klinikbetrieb. Später war es eine sinnvolle Beschäftigung, als der Kopf noch fit war, aber die Glieder zu schmerzen begannen. In der Mitte ihres Lebens wurde sie ausgerechnet durch den Kursus der „*Hohen Schule des Schreibens*“ eine begeisterte Anhängerin Schweitzers. Ihre Prüfungsarbeit mit dem Titel: „*Albert Schweitzer, der Mann des Denkens und der Tat*“ löste ihr Interesse für sein Leben und sein Werk im Urwald

aus. Drei persönliche Begegnungen in Lambarene beeindruckten sie derart, dass sie bis an ihr Lebensende dem Doktor in Dankbarkeit verbunden war und dies durch neun weitere Reisen nach Lambarene, verschiedene Aufsätze und Bücher sowie insgesamt 120 Bildvorträge – in der Zeit von 1969 bis 2000 – zum Ausdruck brachte.

Man kann davon ausgehen, dass Albert Schweitzer für Edith Fischer nicht nur ein Vorbild war, sondern dass sie unbewusst in ihm auch eine Vaterfigur sah, hatte sie doch selbst keinen kennengelernt. In ihm erlebte sie die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse und fand Geborgenheit. Seine Schaffenskraft faszinierte sie, war sie doch selbst eine energiegeladene, aber bescheidene Persönlichkeit, im Umgang mit Menschen zurückhaltend, zuweilen aber auch humorvoll. Das beobachtete Schweitzer, und es gefiel ihm an ihr. Seine Bedürfnislosigkeit, aber Großherzigkeit anderen gegenüber, das entsprach auch Ediths Denken und Verhalten. Großzügig spendete sie für Lambarene alle Geldbeträge, die sie für ihre Vorträge bekam. Ihr Geburtstag war ihr Anlass, für das Urwaldspital anfangs 100 DM, später 100 Euro extra zu überweisen. Dem Dorf des Lichts ließ sie einmal eine Spende von 10.000 DM zukommen und dem Albert Schweitzer-Hilfsverein vermachte sie 60.000 Euro durch den Verkauf ihrer Wohnung. Der Erlös ihrer Bücher war keinesfalls gewinnbringend. Diese verschenkte sie oft an Menschen, die sich für Albert Schweitzer interessierten oder die ihr nahestanden.

Eberhart Wissel vom „Albert-Schweitzer-Komitee Weimar“, der Edith sowohl in Dresden als auch in Lambarene begegnet war und auch im Briefaustausch mit ihr stand, spricht von ihr respektvoll und bezeichnet sie als „*kleine Person mit einem großen Herzen*“. Edith Fischer stand ganz im Dienst der Nächstenliebe und war ab der Mitte ihres Lebens eine Fürsprecherin für Albert Schweitzer, den sie offenherzig verehrte und würdigte. Dafür sei auch ihr an dieser Stelle ein aufrichtiges Dankeschön gesagt.

## Edith Fischers Lebensstationen <sup>39</sup>

Ort	Art der Beschäftigung	Jahre	Monate
Erdmannsdorf	Kindheit und Jugend		
Hennersdorf	Arbeit in der Strumpffabrik	10	
Rabenstein	Vorpraktikum im Krankenhaus		3 ½
Glauchau	Krankenpflege-Ausbildung, Staatsexamen	2	
Elstra/Kamenz	Gemeindekrankenpflege		8
Riesa/Nebitzschen	Stationsschwester im Krankenhaus	5	3
Leipzig	Dauernachtwache im Diakonissenhaus	1	8
Ratingen	Ferienvertretung im Stadtkrankenhaus	3	½
Kutzenberg	Tuberkuloseheilstätte, Pflege, Nachtwache		2 ½
Erlangen 1	Chirurgische-Universitäts-Poliklinik Erlangen	1	3 ½
<b>England</b>			
Sunbury	Halliford House, Geisteskrankenpflege		6 ½
Epsom	The Manor Hospital (Arbeit bei Geistesschwachen)		8
Kingston	County Hospital, Ausbildung in Kinderkrankenpflege	1	
Manchester	Christie Hospital, Krebskrankenpflege		6 ½
Isleworth	West Middlesex Hospital, Zweitschwester Nachtwache	1	3
Hannover	Redaktionsarbeit „Die Agnes-Karli-Schwester“		5 ½
Günzburg	Ambulanzschwester, Chefsekretärin		8
Stuttgart 1	Ambulanzschwester, Chefsekretärin	3	9
Stuttgart	Ambulanzschwester bei Dr. Biedermann		3
Erlangen 2	Univ.-Frauen-Poliklinik Ambulanzschwester	4	5
Frankfurt/ M.	Praxis Dr. Güntz, Ambulanzschwester		8
Frankfurt/ M.	Deutsche Schwesterngemeinschaft, Geschäftsführerin	1	7 ½
Erlangen 3	Univ.-Frauenklinik, Oberschwester	5	8 ½
Stuttgart 2	Klinik Dr. Baumann, Oberschwester	2	

Ort	Art der Beschäftigung	Jahre	Monate
Treuchtlingen	Ruhestand seit Februar 1973 Hausbau 5 Reisen nach Lambarene ab 1974 zuvor 7 Reisen während der Berufstätigkeit 6 Jahre Kinderbetreuung Wochenenddienste/im Alten- und Pflegeheim Ökumenische Betreuung von Neuzugezogenen Mitarbeit im Ökumenischen Bibelkreis Schriftstellerin s.u. Vorträge über Albert Schweitzer und Lambarene	36	4

### Ediths Reisen nach Lambarene (Insgesamt knapp zweieinhalb Jahre)

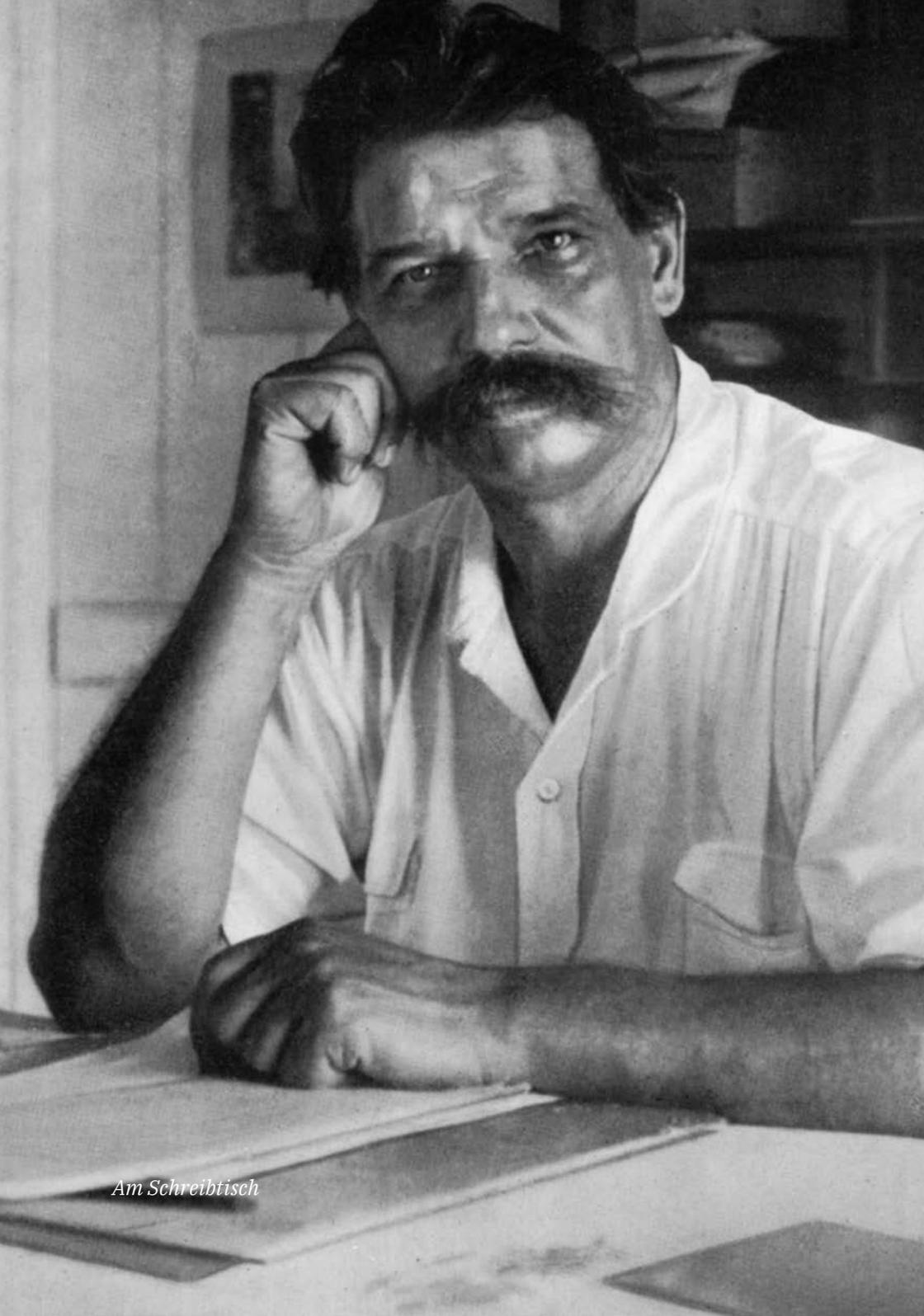
31.01. – 27.03.1961	ca. 2 Monate
29.07. – 07.09.1962	ca. 4 Wochen
02.09. – 25.09.1964	ca. 3 Wochen
10.04. – 11.05.1966	ca. 4 Wochen
04.01. – 05.02.1968	ca. 4 Wochen
01.01. – 30.01.1970	ca. 1 Monat
15.01. – 06.02.1972	ca. 3 Wochen
31.01. – 26.12.1974	ca. 11 Monate
11.01. – 19.01.1979	ca. 8 Tage
15.12.1980 – 21.01.1981	ca. 5 Wochen
20.12.1884 – 16.01.1985	ca. 4 Wochen
21.12.1986 – 19.01.1987	ca. 4 Wochen

### Verwendete Bücher von Edith Fischer

- Dankeschön Dr. Schweitzer, Begegnungen in Lambarene, Verlag Walter E. Keller, Treuchtlingen, 1984, zitiert: Dankeschön.
- Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne ... Abwechslung ist die Würze des Lebens, Verlag Walter E. Keller, Treuchtlingen, 1993, zitiert: Jedem Anfang.
- Gereimtes und Ungereimtes, o.J., Verlag Walter E. Keller, Treuchtlingen, vermutlich 1995, zitiert: Gereimtes und Ungereimtes.
- Blütenlese für Albert Schweitzer, Verlag Walter E. Keller, Treuchtlingen, 1998, zitiert: Blütenlese.
- Schlusspunkt. Zum 90. Geburtstag, Verlag Walter E. Keller, Treuchtlingen, 2002, zitiert: Schlusspunkt.

### Anmerkungen

- 1 Jedem Anfang, S. 5.
- 2 Jedem Anfang, S. 35.
- 3 Ebd.
- 4 Jedem Anfang, S. 38.
- 5 Jedem Anfang, S. 43.
- 6 Jedem Anfang, S. 44.
- 7 Jedem Anfang, S. 54.
- 8 Dankeschön, S. 12.
- 9 Ebd.
- 10 Dankeschön, S.13.
- 11 Dankeschön, S.15.
- 12 Dankeschön, S.33.
- 13 Dankeschön, S. 21, 33f.
- 14 Dankeschön, S. 16.
- 15 Ebd.
- 16 Dankeschön, S.43f.
- 17 Dankeschön, S. 44.
- 18 Dankeschön, S.46.
- 19 Dankeschön, S. 47.
- 20 Dankeschön, S. 48 und 65.
- 21 Dankeschön, S. 65.
- 22 Dankeschön, S. 67.
- 23 Vgl. Blütenlese, S.50.
- 24 Blütenlese, S.65.
- 25 Blütenlese, S.60.
- 26 Blütenlese, S. 66ff.
- 27 Jedem Anfang, S. 55.
- 28 Jedem Anfang, S. 57.
- 29 Blütenlese, S. 130.
- 30 Blütenlese, S.124.
- 31 Blütenlese, S.134.
- 32 Blütenlese, S.140.
- 33 Blütenlese, S.143.
- 34 Jedem Anfang, S. 65f.
- 35 Brief vom 8.9.1992 an Frau Bomze, Archiv Deutsches-Albert-Schweitzer-Zentrum Offenbach (DASZ).
- 36 Siehe: Gereimtes und Ungereimtes.
- 37 Schlusspunkt, S. 10.
- 38 Unveröff. Scheiben von Gabriele Richter, Archiv DASZ.
- 39 Aus: Jedem Anfang, S. 70, stichwortartig ergänzt.



Am Schreibtisch

Gottfried Schüz

## „Allein eine ethische Bewegung kann uns aus der Unkultur herausführen“<sup>1</sup> – 100 Jahre „Kulturphilosophie“ Albert Schweitzers

Mit dem Namen Albert Schweitzers wird landläufig der „Urwald-doktor“, bestenfalls seine „*Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben*“ in Verbindung gebracht, aber am wenigsten „*Kulturphilosophie*“. Sollte uns diese, die 1923 auch noch in zwei Bänden erschien, interessieren, nur weil sie von Albert Schweitzer verfasst wurde? Noch dazu mit diesem akademisch-abstrakten Titel? Was für ein philosophisches Interesse könnte Schweitzer geleitet haben, ausgerechnet solch einem Allerweltsthema wie „*Kultur*“ gleich einen Doppelband zu widmen? Bei diesem Stichwort denken wir zunächst und zumeist an Theater, Film, Museen, Konzerte und Kunstausstellungen. Von dem wachsenden „*Bücherberg*“ in gedruckter und zunehmend elektronischer Form gar nicht zu reden. Immerhin wird man Schweitzer eine besondere Neigung zu ästhetisch-musealer Betätigung nicht absprechen können. Schließlich hatte er ja selbst als Konzertorganist und Bachinterpret die Kulturszene seiner Zeit wesentlich bereichert. Aber was sollte er über seine rein künstlerisch-praktischen Aktivitäten hinaus an „*Kultur*“ für ein theoretisches Interesse hegen? Dienten ihm seine Konzerte doch in erster Linie dazu, Spenden für den Aufbau und Unterhalt seines Urwaldspitals in Lambarene zu sammeln.

Apropos „*Lambarene*“: Ging es ihm vielleicht um „*Kultur*“ im ursprünglichen Sinne des Wortes als Gegenphänomen zu „*Natur*“? Hatte er nicht im Schweiß seines Angesichts und mit Schwielen an den Händen dem natürlichen Wildwuchs des afrikanischen Urwaldes Land abgerungen, es buchstäblich „*kultiviert*“, um dort für die Ärmsten der Armen ein Spital aufzubauen? Aber auch über diese seine kulturpraktische Aufbauarbeit ist in seiner Kulturphilosophie nichts zu finden. Darüber hatte er in seinem Buch „*Zwischen Wasser und Urwald*“ ausführlich wie spannend berichtet.<sup>2</sup>

So eindrucksvoll der von Albert Schweitzer beschrittene aufopferungsvolle Weg einer Hingabe an die Bedürftigsten der Bedürftigen Äquatorialafrikas als praktizierender Arzt auch war, so wird er zu einem wegweisenden Vermächtnis für die Menschheit erst in Verbindung mit seinem ihn stets begleitenden und fortwährend umtreibenden philosophischen Denken. Denn gerade in diesem seinem Denken, das er in seiner großangelegten „*Kulturphilosophie*“ niedergelegt hat, kommt sein ungeheuer weit gespannter geistiger Horizont zur Geltung. Seine Kulturphilosophie ist der Versuch, eine neue „*ethische Weltanschauung*“ zu begründen. Das ist alles andere als bloße akademische Gedankenakrobatik. Vielmehr geht hier Schweitzer an die Wurzeln unseres Menschseins. Auf der Grundlage einer umfassenden Kritik an einem einseitig äußerlich-materiell ausgerichteten „*Fortschritt*“ und einer in die Inhumanität abgleitenden „*Kultur*“ kommt er zu der Überzeugung, „*daß die Menschheit sich in einer neuen Gesinnung erneuern muss, wenn sie nicht zugrunde gehen soll*“. (S. 87) Darin verfolgt er kein geringeres Ziel als der Ethik und Kultur der Menschheit im Ganzen den Weg zu weisen, wenn sie nicht auf eine Katastrophe zusteuern soll. „*Kultur*“ mit all ihren Erscheinungsweisen begegnet uns darin als Grund und Ziel einer die Menschheit befriedenden Humanität.

Was wir da lesen, ist nach 100 Jahren keineswegs von bloß „*historischem*“ Interesse – es ist, wie es der Karlsruher Philosoph Claus Günzler ausdrückte, von „*frappierender Aktualität*“. <sup>3</sup>

### Schweitzers Ansatz in der „Kulturkritik“

Schon gleich der erste Satz des ersten Bands seiner Kulturphilosophie, der den bezeichnenden Titel trägt „*Verfall und Wiederaufbau der Kultur*“, wirkt wie ein Schlag ins Kontor, der keinen unberührt lässt und den Leser ins Zentrum der Problemlage stellt: „*Wir stehen im Zeichen des Niedergangs der Kultur. Der Krieg hat diese Situation nicht geschaffen. Er selber ist eine Erscheinung davon*.“ (S. 15)

Albert Schweitzers entscheidende Zeitdiagnose lautet also: Nicht der Krieg hat eine Zerstörung der Kultur zur Folge. Es ist vielmehr umgekehrt: Der Niedergang der Kultur hat den Krieg allererst hervorgebracht. Schweitzer schrieb dies unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges, der in Europa tobte, während er in der Abgeschiedenheit des äquatorialafrikanischen Urwaldes

eigentlich ganz andere Probleme zu bewältigen hatte. Hier leistete er – wie schon erwähnt – „*Kulturaufbau*“ im elementarsten Sinne des Wortes. Hier musste er den undurchdringlichen Urwald für ein Spital urbar machen, in dem er unter schwierigsten Umständen tropische und andere Krankheiten unsäglich leidender Menschen behandelte.

Doch damit nicht genug: Während er tagsüber mit der Behandlung seiner Patienten und dem Aufbau der Spitalgebäude alle Hände voll zu tun hatte, saß er nachts am Krankenbett des in Kriegsnoten dahinsiechenden Europa.

Was nun gab ihm den entscheidenden Denkanstoß? Bereits in seinen ersten Studienjahren war Schweitzer der allgemeine Fortschrittsoptimismus der Jahrhundertwende suspekt geworden. Man hing allgemein der Illusion nach, mit dem unabweisbaren Zugewinn an Wissen und Können auch in geistig-kultureller Hinsicht bisher unerreichte und unverlierbare Höhen erklommen zu haben. <sup>4</sup> Es ist in Schweitzers Augen ein Grundirrtum zu meinen, dass

„*Kultur vornehmlich in wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Leistungen bestehe und ohne Ethik oder mit einem Minimum von Ethik auskommen könne*“. <sup>5</sup>

Die wissenschaftlichen Entdeckungen und technischen Entwicklungen feierten schon zur vorletzten Jahrhundertwende unbestreitbare Triumphe. Ebenso konnte man sich allgemein einer Hebung des materiellen Lebensstandards in einem bisher nicht dagewesenen Ausmaß erfreuen. Dies alles aber konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit dem materiellen Fortschritt keineswegs eine Besserung der menschlichen Gesellschaft einhergegangen war. Man hatte nur noch ein Auge für die technisch-materiellen Errungenschaften, war aber gleichzeitig auf dem anderen Auge, das den ethisch-geistigen Fortschritt im Blick behält, erblindet. Dieser vereinseitigten Wahrnehmung galt es für Schweitzer zunächst gründlich den ‚Star zu stechen‘. Denn es komme für eine gedeihliche Kulturentwicklung doch gerade darauf an, beides in Einklang zu halten; dass sich die materielle Besserstellung der Menschen nicht verselbständigt, sondern sie zugleich dem „*geistigen Wohl des Ganzen und der Vielen*“ dienlich ist. (S. 34)

Stattdessen war ein zunehmender „Verfall der Kultur“ zu konstatieren, der durch die Katastrophe des ersten Weltkrieges eine ruinöse Bestätigung erhalten sollte. Und so kam Schweitzer zu der schonungslosen wie deprimierenden Feststellung:

*„Ein Unfreier, ein Ungesammelter, ein Unvollständiger, ein sich in Humanitätslosigkeit Verlierender, ein seine geistige Selbständigkeit und sein moralisches Urteil an die organisierte Gesellschaft Preisgebender, ein in jeder Hinsicht Hemmungen der Kulturgesehnung Erfahrender: so zog der moderne Mensch seinen dunklen Weg in dunkler Zeit“.* (S. 32)

### Gründe für den Verlust ethischer Kulturgesehnung

Wie konnte es zu dieser verheerenden Entwicklung kommen? In der Folge geht Schweitzer systematisch dieser Frage nach und unterzieht den Niedergang der Kultur einer nüchternen wie gründlichen Diagnose, die zu dem vorstehend zitierten niederschmetternden Ergebnis führt.

Wie es in diesem Zitat zusammenfassend anklingt, führt Schweitzer im Wesentlichen vier Umstände an, die den Verlust des Ethischen in der Kultur herbeigeführt hatten; an dieser Stelle kann ich Schweitzers Kulturkritik nur verkürzt umreißen:

Als Erstes nennt er die Einschränkung der „Freiheit“ – „materiell und geistig“. (Vgl. S. 22ff) Die moderne Wirtschafts- und Arbeitswelt, die sich zunehmend auf Großstädte konzentriert, hat die ehemals selbständige Tätigkeit zurückgedrängt. An die Stelle selbstbestimmter, unabhängiger Arbeit, die den Menschen vielseitige Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet und sich als sinn-erfüllend erweist, ist die fremdbestimmte Tätigkeit in komplexen Organisationsformen getreten.

Die damit einhergehende „Überbeschäftigung“ und „Überanstrengung“ des modernen Menschen hat zur Folge, „daß das Geistige in ihm verkümmert“. (S. 24)

Damit hängt das Zweite zusammen: seine „Ungesammeltheit“. Statt zur Überbeschäftigung in „Sammlung“ und „Muße“ einen entsprechend gesunden Ausgleich zu finden, sucht er „Ablenkung“ und „Zerstreuung“.

„Nicht Bildung sucht er, sondern Unterhaltung, und zwar solche, die die geringsten geistigen Anforderungen stellt“. Die „Gedankenlosigkeit“ und „Geistlosigkeit“ werden ihm zur „zweiten Natur“.

Beides – Unfreiheit und Ungesammeltheit – hat fatale Auswirkungen. Das Unrecht der Individualität, seine geistige Selbständigkeit, geht verlustig. Er erspart sich zunehmend die Mühe, kraft eigenständigen Denkens in kritischer Auseinandersetzung mit ihr und dem, was an Ideen, Wahrheiten und Meinungen Verbreitung findet, zu begründeten Urteilen und Anschauungen zu kommen. Vielmehr wird er „in einer geradezu krankhaften Weise für die Ansichten empfänglich, die durch die Gesellschaft und ihre Organe fertig in Umlauf gesetzt werden.“ (S. 30) Dies wiederum wird durch die gesellschaftlichen Organisationen darin befördert, dass sie mit ihren Organen der Meinungsmache wie beispielsweise Zeitungen und Zeitschriften „alles nur in der leichtestfaßlichen Form an den Leser heranbringen“. (S. 24) Und schlimmer noch: Es gewinnt Methode, die wohlfeilen Meinungen derart zu verbreiten, dass „auch das Unsinnigste ... sich nicht erst zu rechtfertigen braucht“. (S. 31) Ein lebendiges geistiges Leben der Gesellschaft wird durch ein „Organisieren der Gedankenlosigkeit“ zunehmend verdrängt.

Zur Unfreiheit und Ungesammeltheit tritt als physisch wie psychisch schädigendes Moment drittens die „Unvollständigkeit“ hinzu. „Nur ein Teil seiner Fähigkeiten, nicht der ganze Mensch, wird in Anspruch genommen.“ (S. 25) Arbeitsteilung und zunehmende Spezialisierung sind auf einseitige Leistungssteigerung ausgerichtet, während viele andere Fähigkeiten, wie etwa schöpferische oder künstlerische, verkümmern.

All dies führt viertens in die „Gefahr, der Humanitätslosigkeit zu verfallen.“

Eingebunden in zunehmend durchorganisierte, oft überorganisierte Lebens- und Arbeitsformen werden die menschlichen Beziehungen immer unpersönlicher. In der Anonymisierung vor allem großstädtischer Wohn- und Arbeitsverhältnisse geht uns „die Affinität zum Nebenmenschen ... verloren“. (S. 27) Wir empfinden es, so Schweitzer, als normal, ja „weltmännisch“, dem Fremden in betonter „Unnahbarkeit und Teilnahmslosigkeit“ zu begegnen.

Unsere Gesellschaft erkennt nicht mehr allen Menschen die gleiche Würde und den gleichen Wert zu – „Teile der Menschheit sind für uns Menschenmaterial und Menschendinge geworden“. Und so kommt Schweitzer folgerichtig zu dem Ergebnis:

„Wo das Bewußtsein schwindet, daß jeder Mensch uns als Mensch etwas angeht, kommen Kultur und Ethik ins Wanken. Das Fortschreiten zur entwickelten Inhumanität ist dann nur noch eine Frage der Zeit“.  
(S. 27)

Es bedarf wohl keiner weiteren Überzeugungsarbeit, um zu der Erkenntnis zu gelangen, dass Schweitzers Kulturkritik in den letzten 100 Jahren an ihrer Gültigkeit nicht nur nichts eingebüßt hat, sondern uns Heutigen in geradezu potenziertem Maße auf den Nägeln brennt.

Die eigentliche Wurzel von Schweitzers Kulturkritik, die sich bei allem zivilisatorisch-politisch-wirtschaftlichem Wandel der letzten hundert Jahre bis in unsere Gegenwart hinein nicht nur erhalten hat, sondern inzwischen den geistigen Nährboden unserer Zeit pandemisch durchwuchert, sei hier nochmal hervorgehoben:

Es ist vor allem der sich verbreitende „Geist der Oberflächlichkeit“, der angesichts der genannten kulturhemmenden Umstände in die Unkultur hineingeführt hat. Dem liegt nach Schweitzer eine tiefgreifende Ursache zugrunde: Der Verlust eines „elementaren Denkens“. Diesen Verlust wiederum lastet Schweitzer nicht etwa der Öffentlichkeit mit ihren Organisationen und Organen an, sondern der „Philosophie“. Diesen Vorwurf Schweitzers dürfte auch der kritisch eingestellte Leser auf den ersten Blick als eine nicht zu überbietende Ungeheuerlichkeit empfinden. Wie? Ausgerechnet die Philosophie, die eigentliche, über die Jahrhunderte, gar Jahrtausende hinweg womöglich einzige Sachwalterin und Erhalterin menschlichen Denkens, soll am Niedergang des Denkens schuld sein und als Totengräberin der Kultur angeprangert werden?

Und doch wagt es Schweitzer, diese ‚heilige Kuh‘ zu schlachten. Schon gleich das erste Kapitel seiner Kulturkritik überschreibt er mit dem provokativen Titel: „Die Schuld der Philosophie an dem Niedergang der Kultur“. (S. 15ff) Ich beschränke mich hier auf den zugrundeliegenden Kerngedanken:

Die Denker der „Aufklärungszeit“ und des „Rationalismus“ im 18. Jahrhundert bildeten für Schweitzer noch einen ethisch-geistigen Leuchtturm, der auf die Gesellschaft, ja auf die Menschheit im Ganzen ausstrahlte. Sie stellte „ethische

Vernunftideale“ auf, die für „die Entwicklung des Einzelnen zu wahren Menschentum“ geeignete Wegweiser darstellten. Die Philosophie vermochte es, Tuchfühlung mit der Wirklichkeit aufzunehmen, die Auseinandersetzung mit ihr und den Kulturzuständen wachzuhalten und so auf eine den ethischen Vernunftidealen gemäße Umgestaltung und Humanisierung der Verhältnisse hinzuwirken. Sie verschanzte sich nicht im sterilen Rückzugsort des Elfenbeinturms, sondern erwies sich als eine die öffentliche Meinung prägende und anführende, lebendige „Popularphilosophie“ im besten Sinne des Wortes.

Das „Versagen der Philosophie“ bestand nun darin, dass sie sich im Zuge der wachsenden Kritik an der Wirkkraft der Vernunft für die Lebensprobleme der Zeit als nicht mehr zuständig betrachtete und sich folglich mit ihren ethischen Grundüberzeugungen und Kulturwerten aus der Öffentlichkeit verabschiedete. Damit schüttete sie das Kind mit dem Bade aus. Statt sich weiterhin als „Arbeiter am Werden einer allgemeinen Kulturgesinnung“ zu betätigen, ja mehr noch um die „ethischen Vernunftideale, ... auf denen unsere Kultur beruht, zu kämpfen“, sei die Philosophie „weltfremd“ geworden und habe sich in ein „Rentner“-Dasein zurückgezogen, so Schweitzers Diagnose. „In der Stunde der Gefahr schlief der Wächter, der uns wach erhalten sollte“. (S. 21)

Die Philosophie überlies fortan der Naturwissenschaft die Führerschaft im zivilisatorisch-kulturellen Fortschritt, mit der bereits oben schon angesprochenen Konsequenz, der Quintessenz von Schweitzers Kulturkritik: Der Fortschritt findet in den Errungenschaften des Wissens und Könnens sein Genüge und bereitet einer „Kulturlosigkeit“ den Boden, weil er versäumt, das vernunftgemäß Ethische, die „Humanitätsidee“ zum leitenden Gestaltungsprinzip zu erheben. Demgegenüber betont Schweitzer: „das Ethische“ muss das eigentliche „konstituierende Element der Kultur“ sein. (S. 50) Die grundstürzende Verwerfung, die sich seither – und heute in gesteigertem Maße – zwischen dem vorauspreschenden materiellen und dem auf der Strecke bleibenden ethisch-geistigen Fortschritt auftut, setzt Schweitzer an einer Stelle drastisch ins Bild:

„Flugzeuge tragen heute Menschen durch die Luft über eine Erde hin, auf der Hunger und Räuberbanden ihr Wesen treiben“. (S. 86)

So steht Schweitzer gegen Ende seiner Kulturkritik und so stehen auch wir heute vor der „Schicksalsfrage“, deren Beantwortung über die „Existenz der Menschheit“ entscheidet: Wie ist in dieser Weltlage eine „Erneuerung der Kultur“ möglich, ja gibt es überhaupt einen „Weg, der aus der Unkultur zur Kultur zurückführt?“ (S. 49)

Schweitzer ist gänzlich von dem Willen, ja Enthusiasmus be-seelt, die desolaten Weltzustände nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern eine fundamentale ethische Grundgesinnung auf den Weg zu bringen, die allein geeignet ist, die Menschheit zu retten. Er ist fest davon überzeugt, dass nur von einem „Denken über Ethik“ eine humanisierende Wirkkraft für unsere menschliche Lebensgestaltung ausgehen kann, die am „Kommen des Wohlstandes und des Friedens in der Welt“ (S. 107f) arbeitet. So formuliert er mit allem Enthusiasmus gegen Ende seiner „Vorrede“ zu „Kultur und Ethik“ das Programm seiner Bemühungen:

*„Eine neue Renaissance muß kommen, viel größer als die Renaissance, in der wir aus dem Mittelalter herausschritten: die große Renaissance, in der die Menschheit entdeckt, daß das Ethische die höchste Wahrheit und die höchste Zweckmäßigkeit ist ...*

*Ein schlichter Wegbereiter dieser Renaissance möchte ich sein und den Glauben an eine neue Menschheit als einen Feuerbrand in unsere dunkle Zeit hineinschleudern. Ich habe den Mut dazu, weil ich glaube, die Gesinnung der Humanität, die bisher nur als ein edles Gefühl galt, in einer aus elementarem Denken kommenden, allgemein mittelbaren Weltanschauung begründet zu haben.“* (S. 87f.)

### **Das Problem der Weltanschauung – optimistisch oder pessimistisch?**

Es ist bezeichnend für Schweitzer, dass er seiner gründlichen ‚Diagnose‘ der Krankheitssymptome der Kultur nicht die erforderliche ‚Therapie‘ im zweiten Band seiner Kulturphilosophie unmittelbar folgen lässt.

Es entspricht dem schon in seinen theologischen Abhandlungen geübten methodischen Vorgehen, zunächst die Problemgeschichte seines infrage stehenden Gegenstandes aufzuarbeiten, sich möglichst aller aus dem bisherigen Nachdenken zu gewinnenden Entwürfe und Lösungsansätze zu vergewissern, bevor er daran geht, seine eigene Problemlösung zu entwickeln.

So unterzieht er sich auch hier dem ungeheuer aufwändigen Bemühen, die Geschichte des philosophischen Denkens daraufhin zu untersuchen, inwieweit sich darin für ihn verwertbare Ansätze einer Weltanschauung finden, auf denen sich eine ethische Menschheitskultur, wie sie ihm vorschwebt, aufbauen ließe; und dies in geradezu welt-geschichtlicher Dimension, die das abendländische Denken ebenso umfasst wie die fern-östlichen Philosophien der Chinesen und Inder. Wie gründlich er sich dieser Aufgabe widmet, lässt sich schon am Umfang ablesen: Diese nimmt fast die Hälfte seiner „Kultur und Ethik“ (ca. 180 Seiten) in Anspruch.

Was lässt sich als das wesentliche Ergebnis des jahrhundertelangen Ringens um einen ethischen Grundbegriff in der Weltgeschichte des Denkens Schweitzer zufolge festhalten? Dieses Ringen vollzieht sich grundsätzlich im Spannungsfeld zwischen einer „optimistischen“ und einer „pessimistischen“ Weltanschauung. Für Schweitzer kann eine ethische Kulturerneuerung nur von einer optimistischen Weltanschauung ausgehen. Denn in ihr allein gründet unserer „Wille zum Leben“, der „die Welt und das Leben als etwas an sich Wertvolles bejaht“. (S. 66) Aus dieser Lebensbejahung allein können die ethischen Energien erwachsen, auf eine geistig-sittliche Besserung und Vervollkommnung des Einzelnen wie der Gesellschaft hinzuwirken.

Wenn nun unser Denken anhebt zu fragen: „Welchen Sinn deinem Leben geben? Was willst du in der Welt?“ Dann liegt es nahe, diesen Sinn des Lebens bzw. Sinn der Welt im Weltverlauf selbst zu suchen. Auf dieser Prämisse nun beruht die Irrfahrt, die das bisherige Denken unternommen hat. Der Versuch, den Sinn unseres Menschendaseins aus dem Sinn des Weltgeschehens zu ergründen, gleicht der Jagd nach einem „Phantom“. (S. 82) Dem Erkennen kann es nicht gelingen, aus dem Sinn der Welt den Sinn des Lebens zu begreifen. Wohl lassen sich im Weltgeschehen vielfältige Sinnhaftigkeiten und isolierte Zweckmäßigkeiten ausfindig machen, jedoch im Bemühen, die unterschiedlichen Teilzwecke in einer widerspruchsfreien „Gesamtzweckmäßigkeit“ zusammenzuführen oder gar zu harmonisieren, gerät das Erkennen in heillose Verstrickungen. Überall erweist sich das Leben als „wunderbar schöpferische und zugleich sinnlos zerstörende Kraft. Ratlos stehen wir ihr gegenüber.“

*Sinnvolles in Sinnlosem, Sinnvolles in Sinnvollem: dies ist das Wesen des Universums*“ (S. 273)

Hier ist denn auch der Erklärungsgrund der „*pessimistischen Weltanschauung*“ gelegen, die aus den Widrigkeiten, Hinfälligkeiten und „*grausigen Dissonanzen*“ des Lebens das Heil in der Weltverneinung sucht. Leben ist in erster Linie schmerzvolle Erkenntnis und Leiden, aus dem man sich zurückzieht und im „*Freiwerden von der Welt*“ (S. 67) eine Selbstvervollkommnung erstrebt. Schweitzer zufolge spielt sich in der Geschichte des Ringens um ein ethisches Grundprinzip eine regelrechte „*Tragödie*“ (S. 87) ab, in der es nicht gelingen will, „*den Sinn des Lebens und den Sinn der Welt auf denselben Ton einzustimmen!*“ (S. 272) – Es ist daher letztendlich ein Gebot der „*Wahrhaftigkeit*“ des Erkennens einzusehen, „*daß die Welt uns eine in jeder Hinsicht rätselhafte Erscheinung des universellen Willens zum Leben ist*“ (S. 80)

Sowohl die optimistisch-ethische als auch die pessimistisch-ethische Deutung der Welt erweist sich als Irrweg. Sie enden beide unweigerlich in der Sackgasse der Resignation und sind zum Scheitern verurteilt.

Wie aber den „*Grundakkord*“ finden, „*in dem die Dissonanzen dieses verschiedenartig und gegensätzlich Ethischen sich in Harmonie auflösen*“? Kann es ein im Denken begründetes ethisches Grundprinzip geben, das „*die Gesamtheit aller sittlichen Forderungen in sich vereinigt*“? (S. 108f)

Und damit bin ich an dem entscheidenden Punkt angelangt, an dem sich für Schweitzer der Gordische Knoten der Ethik löst: Auch wenn das Erkennen uns über die Sinnwidersprüche des Lebens nicht hinweghelfen kann, so müssen wir nicht zwangsläufig der Resignation und dem Pessimismus verfallen. Nicht im Erkennen der Welt und im Leben selbst ist der ethische Stein der Weisen zu finden, sondern in unserem „*Willen zum Leben*“. Genauer: Wir müssen über den Willen zum Leben in uns selbst ins Klare kommen und über unser „*Verhältnis zur Welt*“.

### **Albert Schweitzers „neuer Weg“ zu einem „Grundprinzip des Ethischen“**

Wenn also in der Welt selbst kein universal wirksames ethisches Prinzip vorhanden ist, das einer humanen Lebensführung als Ideal dienen könnte, und wenn auch dem Weltgeschehen als

solchem kein letzter Sinn zu entnehmen ist und auch der Natur selbst nichts Grundethisches anhaftet, so wird dadurch unser Leben weder sinnlos noch zwangsläufig unethisch.

Für Schweitzer konnte nur ein Weg ins Freie führen: nicht der Blick auf die Welt, sondern die Besinnung auf uns selbst! Jedoch weder in egozentrischer Nabelschau noch in resignierendem Rückzug in die eigene Innerlichkeit. Vielmehr entsteht das Ethische erst in der Besinnung auf den „*Willen zum Leben*“ in uns.

*„Wahre Resignation ist nicht Müdewerden von der Welt, sondern der stille Triumph, den der Wille zum Leben in schwerster Not über die Lebensumstände feiert. Sie gedeiht nur auf dem Boden tiefer Welt- und Lebensbejahung.“* (S. 283)

Von Hause aus ist diesem Willen zum Leben eigen, „*daß er sich ausleben will*“. Doch sobald er sich von der „*Gedankenlosigkeit*“ befreit und „*denkend*“ wird, vermag er „*zur Freiheit von der Welt zu gelangen*“. (S. 281) Er lässt sich weder von der „*pessimistischen Erkenntnis*“ desolater Weltzustände herabstimmen noch von einer naiv-optimistischen Weltsicht vereinnahmen. Er gelangt zu seiner eigentlichen Bestimmung erst dann, wenn wir in ihm und durch ihn der „*Werte*“ und „*Ideale*“ in uns bewusst werden, die uns statt in ein „*Sein wie die Welt*“ in ein „*Anderssein als die Welt*“ hineinnötigen; Ideale und Werte, die unser Bestreben aktivieren, das eigene Leben, aber auch „*alles von (uns) beeinflussbare Lebendige*“, in seinem Wert zu steigern, ja es „*auf den höchsten materiellen und geistigen Wert bringen (zu wollen)*“. (Ebd.)

Soweit wir also die Welt in ihrer Unzulänglichkeit und Gebrochenheit erkennen, machen wir uns keine Illusion – da bleibt uns nur Resignation. Aber im „*Ergriffensein von dem unendlichen, unergründlichen, vorwärtstreibenden Willen, in dem alles Sein gegründet ist*“ (S. 282), kommen wir nicht umhin, „*allem Willen zum Leben, der mich umgibt, einen Wert*“ (S. 82) zu geben und auf die Erhaltung und Förderung von Leben hinzuwirken.

Diese Welt- und Lebensbejahung gipfelt nun für Schweitzer in der „*höchsten Idee*“, die im Willen zum Leben auftritt, nämlich der „*Idee der Ehrfurcht vor dem Leben*“. (S. 82) In dieser Idee ortet Schweitzer das für die Menschheit im ganzen allgemein gültige „*Grundprinzip des Sittlichen*“, das alle ethnisch-kulturellen Unterschiede und Besonderheiten überbrückt. (S. 83)

Was Schweitzer hier im zweiten Band seiner Kulturphilosophie in durchreflektierter, systematisierter Begründung ausführt, lässt nicht im mindesten errahnen, auf welchem Wege er dieser Grundidee der Ethik tatsächlich inne geworden war. In „Aus meinem Leben und Denken“ schildert Schweitzer sein langwieriges Ringen um eine ethische Leitidee und berichtet von seiner entscheidenden Entdeckung, die er bei einer längeren Fahrt auf dem Ogowe, dem Fluss von Lambarene, im September 1915 machte und wie sich der Gordische Knoten löste, in den sich das bisherige Nachdenken verstrickt hatte:

*„Langsam krochen wir den Strom hinauf, uns mühsam zwischen den Sandbänken – es war trockene Jahreszeit – hindurchtastend. Geistesabwesend saß ich auf dem Deck des Schleppkahnes, um den elementaren und universellen Begriff des Ethischen ringend, den ich in keiner Philosophie gefunden hatte. Blatt um Blatt beschrieb ich mit unzusammenhängenden Sätzen, nur um auf das Problem konzentriert zu bleiben. Am Abend des dritten Tages, als wir bei Sonnenuntergang gerade durch ein Herde Nilpferde hindurchfuhren, stand urplötzlich, von mir nicht geahnt und nicht gesucht, das Wort ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ vor mir. Das eiserne Tor hatte nachgegeben: der Pfad im Dickicht war sichtbar geworden. Nun war ich zu der Idee vorgegriffen, in der Welt- und Lebensbejahung und Ethik miteinander enthalten sind!“<sup>6</sup>*

Diese Entdeckung gehört zweifellos zu den großen Sternstunden im Menschheitsdenken. Um aber dies erkennen zu können, musste Schweitzer und müssen auch wir den Weg ins eigene Denken wagen. Schweitzer lässt uns hier nicht orientierungslos im Dunkeln tappen, sondern er erweist sich als exzellenter Wegbegleiter, auch wenn er unmissverständlich deutlich macht, dass dieser Weg ins Denken nicht leicht zugänglich ist:

*„Kompliziert und beschwerlich sind die Wege, auf denen das verirrte und verstiegene Denken zurückgeholt werden muss.“ (S. 306)*

Dieser Denkweg muss sich vom traditionell „abstrakten“ Denken verabschieden und wieder „elementar“ werden. (Ebd.) In diesem methodischen Sinne muss Schweitzer zufolge alles Denken „von der unmittelbarsten und umfassendsten Tatsache des Bewusstseins ausgehen. Diese lautet: ‚Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will‘.“ (S. 308)

Und Schweitzer ergänzt, dass dies kein „ausgeklügelter Satz“ sei. In der Tat, diesen Satz versteht auf Anhieb jedes Kind. Aber darum versteht er sich nicht von vorneherein ‚von selbst‘. Er ist zumeist als ein „ethischer“ Satz in Umlauf und wird als solcher viel zitiert. Sobald man hingegen den Satz „ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“ für sich und unvoreingenommen überdenkt, so muss einem klar werden, dass ihm per se nichts Ethisches anhaftet.

Auch ein Mafia-Boss würde diesen Satz sofort unterschreiben. Jener versteht sich durchaus als Leben, das leben will, inmitten anderen Lebens, das vom gleichen Lebenswillen beseelt ist. Nur zieht er daraus für sich die Konsequenz, seinen eigenen Lebenswillen zu größtmöglichem eigenem Vorteil auszuleben und die Lebensansprüche konkurrierenden Lebens zu unterdrücken, wo immer es ihm möglich ist. Er empfindet durch seinen Willen zum Leben ganz und gar keine „innere Nötigung“ zur Hingabe an andere Leben im Sinne der Ehrfurchtsidee.

Hat Schweitzer in seinem idealistischen Überschwang diese harte Realität vielleicht doch übersehen? Durchaus nicht. Eine rein egozentrische Deutung des genannten Satzes würde er keineswegs in Abrede stellen. Allerdings ist diese für ihn Ausdruck größter „Gedankenlosigkeit“. Ob unser Verhältnis zu anderem Leben eine egoistische oder eine ethische Deutung erfährt, hängt entscheidend davon ab, wie sich unsere „Selbstbesinnung“ auf die genannte Grundtatsache des Lebens gestaltet.

### **„Elementares Denken“ und „Wahrhaftigkeit“**

Die Besinnung auf unser Verhältnis zu dem uns umgebenden Sein, wie es Schweitzer versteht, wird uns nur dann zur Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben nötigen, wenn zumindest zwei entscheidende Voraussetzungen erfüllt sind.

Die erste hatte ich oben schon angesprochen: Rückführung unserer Selbstbesinnung auf ein elementares Denken. Dieses Denken darf nicht mit einem ‚verkopften‘, rationalistisch verengten Nachdenken über einen abstrakten Lebensbegriff verwechselt werden.

„Die Abstraktion ist der Tod der Ethik, denn Ethik ist lebendige Beziehung zu lebendigem Leben“, sagt Schweitzer. (S. 303) Wahres und elementares Denken geht in Erleben über. Das bedeutet zunächst und ganz konkret, „die Lebensbejahung, die sich in dem

*vielgestaltigen Leben um (uns) herum zeigt, anzuerkennen und mitzuerleben“.* (S. 290)

Sobald ich aus meinem selbstbezogenen Für-mich-Sein heraustrete und die Willen zum Leben, wie sie mir in den vielgestaltigen Lebenserscheinungen begegnen, mit-erlebe, und indem ich ihre Eigenwertigkeit und Gleichwertigkeit im Verhältnis zum eigenen Lebenswillen begreife, werde ich von der Ehrfurcht vor dem Leben ergriffen und genötigt zur „*Hingebung meines Seins an alle Erscheinungen des Seins, die meiner Hingabe bedürfen und denen ich mich hingeben kann*“.

 (S. 304)

**E**in solches Denken, das uns in die Tiefe und Weite der inneren Verbundenheit mit allem Sein führt, hängt für Schweitzer „*mit der Mystik innig zusammen*“.

 (S. 300) Auch hier muss man sich hüten, Schweitzer das gängige Mystikverständnis zu unterlegen. Mystik in Schweitzers Sinne meint nicht ein weltabgeschiedenes geistiges „*Einswerden*“ mit einem inhaltsleeren „*Absoluten*“. Es handelt sich um eine Mystik der geistigen Verbundenheit mit dem uns umgebenden Leben, wie sie der „*innerlich von der Welt freigewordene Mensch*“ empfindet und die ihn zur „*Ethik der Hingabe*“ nötigt. Sie ist also nicht weltabgeschiedene, geistige Versenkung, sondern eine der Welt und den konkreten Lebenserscheinungen zugewandte „*tätige Mystik*“; mit Schweitzers Worten:

*„In der Mystik der Wirklichkeit aber ist die Hingebung nicht mehr ein rein intellektueller Akt, sondern einer, an dem alles Lebendige des Menschen beteiligt ist. Es waltet in ihr also eine Geistigkeit, die den Drang zur Tat elementar in sich trägt“.* (S. 304)

Mystik wird auf diesem Wege nach Schweitzer „*ethisch*“ bzw. Ethik wird notwendig „*mystisch*“. Sie erfüllt sich erst darin, dass sie „*den Menschen in ein geistiges, innerliches Verhältnis zum Sein bringt, aus dem sich leidende und tätige Ethik mit Naturnotwendigkeit ergeben*“.

 (S. 302)

**V**on einer solchen „*Naturnotwendigkeit*“ kann allerdings nur die Rede sein, wenn eine zweite Voraussetzung erfüllt ist, die Schweitzer immer wieder betont: „*Wahrhaftigkeit*“. Es ist ein erster Schritt der Wahrhaftigkeit im Umgang mit mir selbst, wenn ich mir eingestehe, dass ich auf Schritt und Tritt der Versu-

chung ausgesetzt bin, meinem eigenen Lebenswillen im Verhältnis zum Lebenswillen anderer Lebewesen den Vorzug zu geben. Allzu leicht gestehe ich mir zu, „*als der Tüchtigere mit erlaubten Mitteln auf Kosten des weniger Tüchtigen*“ voranzukommen.

 (S. 319) Da ist der Weg zum Mafia-Boss, der solcherart Selbstbehauptung auch mit unerlaubten Mitteln betreibt, nicht allzu weit. Doch sobald ich mich mit meinen Willensimpulsen und Handlungsmöglichkeiten wahrhaft denkend selbstkritisch auseinandersetze, muss ich mir gleichzeitig eingestehen, dass dem Lebenswillen anderen Lebens die gleiche Existenzberechtigung zukommt wie dem eigenen. Ja ich kann nicht umhin, dem anderen Leben, das ich um mich herum miterlebe, die gleiche Ehrfurcht entgegenzubringen wie dem eigenen, wenn ich nicht unwahrhaftig und untreu gegenüber mir selbst werden will. Es ist eine „*durch die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst erzwungene Tat*“. (S. 313)

Es gebietet uns die „*Wahrhaftigkeit*“, in der Begegnung mit anderen Lebewesen, die eigene Selbstbehauptung nicht über deren eigenes Daseinsrecht zu stellen. Ist der in anderen Wesen, ob Tier, Pflanze oder Mitmensch obwaltende Lebenswille, die ihm spezifisch zukommenden Bedürfnisse, Ängste, Freuden und was immer ihre Lebensäußerungen im Überlebenskampf charakterisiert, nicht grundsätzlich dem eigenen ebenbürtig? Allein dass es da ist, dass es sich über Jahrtausende behauptet hat und ihm ein unverzichtbarer Platz im kosmischen Gleichgewicht – auch wenn ich ihn kaum ahne – zukommt, muss ich dann nicht alles Leben als „*heilig*“ empfinden? Erfahre ich dann nicht die unumgängliche Nötigung, dem anderen Leben, welcher Art und Gestalt es auch sei, die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegen zu bringen, wie dem eigenen?

*„Ehrfurcht vor dem Leben, die ich meinem Dasein entgegen bringe, und Ehrfurcht vor dem Leben, in der ich mich hingebend zu anderm Dasein verhalte, greifen ineinander über“.* (S. 314)

Wohlgemerkt, „*Wahrhaftigkeit gegen sich selbst*“ fällt einem nicht mühelos in den Schoß; sie will erkämpft sein und das täglich erneut! Aber wenn ihre Saat aufgeht, dann dürfen wir der Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben gewiss sein, und zwar denknotwenig!

Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass über diesen Anspruch der „*Denknotwendigkeit*“ nicht wenige Schulphilosophen

mit überlegenem Lächeln herfallen und proklamieren: „mit einem Fünkchen Logik“ lässt sich dieser ungeheure Anspruch doch in die Luft sprengen. Diese Kritiker haben recht, wenn man mit „Denken“ eine mit mathematischer Präzision abgewickelte reine Verstandeslogik gleichsetzt. In der Tat ist auf dem Wege bloß logischer Schlussfolgerungen Schweitzers Ehrfurchtsge辛nung so nicht herbeizuzwingen. Aber jenen Kritikern sei empfohlen, sich von ihren eigenen Voreingenommenheiten freizumachen und zur Kenntnis zu nehmen, dass Schweitzers „Denken“, wie oben bereits dargelegt, das rationalistisch verengte Klischee sprengt. Daher möchte ich nochmal betonen: Dieses Denken vollzieht sich nicht im formal-abstrakten Raum; es kann gar nicht konkret genug „gedacht“ werden. Es umfasst alle Dimensionen unseres Erkennens, (Mit-)Fühlens, (Mit-)Erlebens, Ahnens und Hoffens; das eine geht in das andere über; sachliche Erkenntnis und Intuition, (rationale) Vernunft und Gefühl sind keine sich ausschließenden Gegensätze, sondern bringen sich gegenseitig hervor. Im mystischen Miterleben der universellen Verbundenheit mit allem Sein greift Schweitzers Denken ins Kosmische aus.

### Von der „fragmentarischen“ zur „vollständigen“ und „universellen“ Ethik

In den vorangegangenen Ausführungen war es mir darum zu tun näher darüber ins Klare zu kommen, was es mit der Bewusstseinstatsache „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“ auf sich hat. So selbstverständlich sie auf den ersten Blick einleuchtet, so wenig versteht sie sich von selbst. Von Haus aus ist es zunächst ein wertneutraler, unethischer Satz, wie am Beispiel des Mafia-Bosses deutlich werden sollte. Dieser Satz gewinnt aber ethische Qualität, wenn er als Sprungbrett genutzt wird, sich über den eigenen Lebenswillen und dessen Verhältnis zu anderem Leben im dargelegten Sinne „denkend“ und „wahrhaftig“, d.h. ohne Ausflüchte, Selbsttäuschung und Eitelkeit auseinanderzusetzen. Auf diesem Denk-Weg, der seinem Wesen nach einer *Läuterung* meines Selbstseins im Verhältnis zum Anderssein anderen Lebens gleichkommt, leuchtet in Schweitzers Ethik ein doppelter und doch eine Einheit bildender Bezug auf: Selbstbehauptung bzw. „Selbstvervollkommnung und Hingabe“.

Schweitzer kommt im Durchgang durch die Ethikkonzepte der Philosophiegeschichte in Ost und West zu dem Ergebnis, dass „(d)ie bisherigen Ethiken ... durchweg fragmentarisch“ sind. (Vgl. S. 293)

So liegt z.B. bei den Indischen Denkern der Schwerpunkt auf der weltabgewandten „Selbstvervollkommnung“ und vernachlässigt die „Hingabe“ an die Welt. Das europäische Denken hingegen rückt die gesellschaftliche Dimension in den Fokus, wie es in der „Ethik der Pflicht“ Immanuel Kants oder im „Sozialutilitarismus“ zum Tragen kommt mit der Folge, dass darin die „Selbstvervollkommnung“ ausgeblendet werde.

Tatsächlich greifen für Schweitzer „die Ethik der Hingabe“ und „die Ethik der Selbstvervollkommnung“ ineinander und sind als zusammengehörig zu denken, wenn die Ethik vollständig sein soll. Das eine bedingt das andere, wie ich vorhin schon an der „Wahrhaftigkeit“ versucht habe zu verdeutlichen. Denn erst, wenn ich auf dem Wege wahrhaftiger Selbstbesinnung mein Verhältnis zu anderem Leben geklärt und eine innere Läuterung vollzogen habe, kann ich dieses in seinem Lebensanspruch an mich nicht mehr ignorieren, sondern sehe ich mich zur Hingabe an dieses Leben genötigt. (Vgl. S. 295)

Wie aber kann ich den Adressaten meiner „Hingabe“ näher bestimmen? Benötige ich dazu nicht einen Wertmaßstab, an dem ich mein Handeln ausrichten kann? Traditionell ist dieser mit dem moralischen Diktum verbunden, „Gutes“ zu tun und „Böses“ zu unterlassen. Aber gerade in der Frage, wie beides zu definieren sei, brechen in der Menschheitsgeschichte bis heute unversöhnliche Gegensätze auf. Schweitzer hingegen gibt darauf eine verblüffend einfache wie einleuchtende Antwort, die kein vernünftiger Mensch ohne Selbstwiderspruch leugnen kann:

„Gut ist, Leben erhalten und Leben fördern, ... es auf seinen höchsten Wert zu bringen; böse ist, Leben vernichten und Leben hemmen.“ (S. 308)

Mit diesem Wertkriterium verbindet Schweitzer aber noch ein Zweites: er schränkt den Adressaten unserer Hingabe nicht auf eine bestimmte Zielgruppe oder einen abgrenzbaren Lebensbereich ein, sondern bezieht sie unterschiedslos auf jedwedes Leben.

Das führt zu der radikalen Konsequenz, dass die Fixierung der traditionellen Ethiken auf die bloß menschlichen Lebensbeziehungen endgültig hinfällig ist. So war das europäische Denken in dem Dogma gefangen, „daß die Ethik es eigentlich nur mit dem Verhalten des Menschen zum Menschen und zur Gesellschaft zu tun habe“. (S. 296)

Schweitzer umschreibt diese Haltung in einem anschaulichen Bild:

*„Wie die Hausfrau, die die Stube gescheuert hat, Sorge trägt, daß die Türe zu ist, damit ja der Hund nicht hereinkomme und das getane Werk durch die Spuren seiner Pfoten entstelle, also wachen die europäischen Denker darüber, daß ihnen keine Tiere in der Ethik herumlaufen. Was sie sich an Torheiten leisten, um die überlieferte Engherzigkeit aufrechtzuerhalten und auf ein Prinzip zu bringen, grenzt ans Unglaubliche. Entweder lassen sie das Mitgefühl gegen Tiere ganz weg, oder sie sorgen dafür, daß es zu einem nichtsagenden Rest zusammenschrumpft.“* (S. 295)

Wie oben schon ausgeführt, erwächst aus meiner Hingabe an das in meinen Lebensumkreis befindliche Leben die Nötigung, diese nicht nur auf das menschliche Leben, sondern auch auf nichtmenschliche Wesen der Tier- und Pflanzenwelt auszuweiten, ja auf alle Formen des Lebens, Bakterien eingeschlossen. Wir können uns der denkwürdigen Konsequenz nicht entziehen, allem Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen; sie ist „universell“ gültig. (S. 297)

Die Radikalität von Schweitzers Ehrfurchtsethik ist nicht zu überbieten: Sie bringt nicht nur alle Mauern zu Fall, die irgendein Lebewesen von einer ethischen Achtsamkeit ausgrenzen könnten. Sie läßt nicht zu, die Lebenswelt lediglich von ihrer Zweckmäßigkeit für den Menschen her zu bewerten. Darüber hinaus erteilt er jeglichem Versuch, Wertunterschiede in der Lebenswelt anzunehmen, sie in „niedere“ und „höhere“, „nützliche“ oder „schädliche“ Lebewesen einzuteilen, eine radikale Absage:

*„Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich nicht scheut, irgendetwas Lebendigem Schaden zu tun. Er fragt nicht, inwiefern dieses oder jenes Leben als wertvoll Anteilnahme verdient, und auch nicht, ob und inwieweit es noch empfindungsfähig ist. Das Leben als*

*solches ist ihm heilig. Er reißt kein Blatt vom Baume ab, bricht keine Blume und hat acht, daß er kein Insekt zertritt. (...) Geht er nach dem Regen auf der Straße und erblickt einen Regenwurm, der sich darauf verirrt hat, so ... befördert er ihn von dem tod bringenden Steinigen hinunter ins Gras. (...)*

*Er fürchtet sich nicht, als sentimental belächelt zu werden. Es ist das Schicksal jeder Wahrheit, vor ihrer Anerkennung ein Gegenstand des Lächelns zu sein.“* (S. 309)

### **„Grenzenlose Verantwortung“**

Eine solche ins Universelle ausgreifende Ethik ist grenzenlos. Sie kann sich nicht mehr auf einen überschaubaren Umkreis von erfüllbaren Tugendforderungen und Pflichten beschränken. Mit ihr fallen die Grenzen, die wir allzu gerne ziehen um Lebensbereiche, für die wir uns ausschließlich verantwortlich fühlen. Die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben wirft uns geradezu in eine „erschreckend unbegrenzte Verantwortung“. (S. 318) Sie kann nicht anders, als alles menschliche und nichtmenschliche Leben zu achten und in unsere Verantwortung einzubeziehen.

Auf die ethische Grundfrage: „Was soll ich tun?“ hält sie keine gebrauchsfertigen Handlungsanweisungen für uns parat, die unsere Verantwortung relativ auf zurechenbare Situationen begrenzen. Vielmehr gilt die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben „absolut“. Jedes Lebewesen, welcher Art auch immer, erheischt ungeachtet der jeweiligen Situation und der konkreten Umstände uneingeschränkte Ehrfurcht. Und weil das so ist, brechen alle unsere Bemühungen, unser Tun und Lassen an überschaubaren Ordnungen, griffigen Regeln und vorgezeichneten Bahnen auszurichten, wie ein Kartenhaus zusammen.

Die Forderung einer unbegrenzten Verantwortung erscheint uns gemeinhin unerträglich. Folgt daraus nicht, dass jeder buchstäblich für alles Verantwortung zu tragen hätte, was in der Welt vor sich geht? Muss ein solches Ansinnen nicht jeder von vorneherein für so unrealistisch wie undurchführbar halten? Wenn alle für alles Leben verantwortlich sind, dann ist keiner mehr für irgendetwas verantwortlich zu machen.

Doch die Zurückweisung einer ‚Allverantwortlichkeit‘, mit der man sich aus einer grenzenlosen Verantwortung für alles Leben meint zurückziehen zu können, geht an der Lebenswirklichkeit vorbei.

„Nur ein unendlich kleiner Teil des unendlichen Seins kommt in meinen Bereich“. (S. 304)

Meine Verantwortung, anderes Leben zu erhalten und zu fördern kann sich immer nur auf dasjenige Leben beziehen, mit dem ich in meinem Lebensumkreis in Berührung komme und das meiner Hingabe bedarf. Was Schweitzer nicht weiter in Betracht zieht, uns aber heute umso mehr bedrängt, ist, dass unser Tun und Lassen unabsehbare Fernwirkungen hat, die – wie der Klimawandel zeigt – globale Ausmaße annehmen. Aber auch in dieser Hinsicht muss es jedem Einzelnen überlassen bleiben zu entscheiden, wieweit er mit seinem Opfer zur Bewahrung und Förderung bedürftigen Lebens zu gehen in der Lage oder bereit ist. Dabei gilt heute angesichts der unabsehbaren Gefährdung der Lebensgrundlagen in gesteigertem Maß, sich vom Korsett normierter und uns ausschließlich zukommender Verantwortlichkeiten zu befreien. Dies wird immer eine subjektive und individuelle Entscheidung sein, die nicht delegierbar ist. Ungeachtet dessen wird der aus der Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben Handelnde angesichts des ihn angehenden Leids im Einzelfall immer ein Ungenügen seiner Bemühungen empfinden und der inneren Nötigung folgen, das Ausmaß seiner Hingabe stets neu auszuloten.

### **„Relativ“ oder „absolut“ gültige Ethik? – Ehrfurcht vor dem Leben bedeutet, „Konflikten“ nicht auszuweichen**

In der Frage der Hingabe und Förderung anderen Lebens sind wir allerdings mit einer grundsätzlichen Problematik konfrontiert, die das Ehrfurchtsprinzip radikal infrage stellt. So plausibel und zwingend diese ethische Maßgabe auch scheint, so kommen wir fortgesetzt in die Lage, eigenes Leben nur auf Kosten anderen Lebens erhalten zu können. Dies beginnt schon beim Waldspaziergang, bei dem unter unserer Sohle Ameisen, Insekten und andere Kleinlebewesen vernichtet werden. Oder denken wir nur an die gigantische Zerstörung von Lebensraum für Menschen, Pflanzen und Tiere im engeren und weiteren Umkreis, den moderne Industriegesellschaften zur Erhaltung und Steigerung ihres Lebensstandards billigend in Kauf nehmen; eine Vernichtung von Leben, deren Ausmaß selbst Schweitzer nicht kannte.

Schweitzer weicht diesem Dilemma keineswegs aus, ganz im Gegenteil, auch wenn er die globalen Auswirkungen naturgemäß nicht vor Augen haben konnte. Ihm ist voll bewusst, dass der eigene Lebenswille mit anderen Lebenswillen unausweichlich und fortwährend in Konflikt gerät:

*„Die Notwendigkeit, Leben zu vernichten und Leben zu schädigen, ist mir auferlegt ... Um mein Dasein zu erhalten, muß ich mich des Daseins, das es schädigt, erwehren. Ich werde zum Verfolger des Mäuschens, das in meinem Hause wohnt, zum Mörder des Insekts, das darin nisten will, zum Massenmörder der Bakterien, die mein Leben gefährden können. Meine Nahrung gewinne ich durch Vernichtung von Pflanzen und Tieren. Mein Glück erbaut sich aus der Schädigung der Nebenmenschen.“* (S. 315)

Wird angesichts dieser „Selbstentzweiung des Willens zum Leben“ (S. 316) der Absolutheitsanspruch der Ehrfurcht vor dem Leben nicht ad absurdum geführt? Ist damit unser Bestreben, in deren Sinne Leben zu erhalten, nicht der völligen Beliebigkeit anheimgegeben? Ist dieses hoch angesetzte ethische Leitprinzip letztlich doch nur ein idealistisches Gedankenexperiment, zu schön, um wahr zu sein? Das sich als wenig lebensstauglich erweist und auf eine bloß relative Bedeutung herabgedrückt wird? Schweitzer macht ohne Ausflüchte immer wieder deutlich, dass wir, um eigenes oder fremdes Leben zu erhalten, anderes Leben schädigen oder vernichten müssen und dadurch schuldig werden. Muss aber dann eine „Schuld“, die in solcher Zwangsläufigkeit auf uns kommt, nicht ihre moralische Wertigkeit verlieren? Ist sie dann ethisch gesehen nicht irrelevant?

In Schweitzers Sicht ganz und gar nicht: Wir werden zwar notgedrungen an anderem Leben schuldig, aber das Ausmaß dieser Schuld ist keineswegs beliebig:

*„Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben tut die Konflikte nicht für ihn (den Menschen, Erg.v.m.) ab, sondern zwingt ihn, sich in jedem Falle selber zu entscheiden, inwieweit er ethisch bleiben kann und inwieweit er sich der Notwendigkeit von Vernichtung und Schädigung von Leben unterwerfen und damit Schuld auf sich nehmen muß.“* (S. 316)

Durch unser Schuldig-werden-müssen ist also unsere menschliche Verantwortung gegenüber anderem Leben keineswegs außer Kraft gesetzt. Vielmehr setzt sie gerade hier erst ein.

Schweitzer gibt dazu im vorstehenden Zitat die einzig mögliche Entscheidungshilfe, das Kriterium der „Notwendigkeit“. Unsere Verantwortung besagt, in jedem einzelnen Fall und in jeder Situation neu zu prüfen, ob die Weise der jeweils anstehenden Schädigung irgendwelchen Lebens wirklich unabdingbar „notwendig“ ist. Schweitzer bringt dazu ein plastisches Beispiel:

*„Über das Unvermeidliche darf ich in nichts hinausgehen, auch nicht in scheinbar Unbedeutendem. Der Landmann, der auf seiner Wiese tausend Blumen zur Nahrung für seine Kühe hingemäht hat, soll sich hüten, auf dem Heimweg in geistlosem Zeitvertreib eine Blume am Rande der Landstraße zu köpfen, denn damit vergeht er sich an Leben, ohne unter der Gewalt der Notwendigkeit zu stehen.“ (S. 317)*

Natürlich wird man sich über das Ausmaß des „Notwendigen“ im konkreten Konfliktfalle streiten. Dabei ist es für Schweitzer eben eine Frage der Sensibilisierung für die Belange anderen Lebens, der Notwendigkeit des Schädigens und Vernichtens von Leben „immer hartnäckiger“ zu widerstehen und dessen Ausmaß immer stärker einzudämmen. Nur eines bleibt: Der Mensch kann immer nur „subjektive Entscheide ... in den ethischen Konflikten treffen“. Jeder muss für sich selbst bestimmen, wo für ihn „die äußerste Grenze der Möglichkeit des Verharrens in der Erhaltung und Förderung von Leben liegt“. (S. 316)

Schweitzer verweist in diesem Zusammenhang auch auf Tierversuche, die dem Wohle des Menschen dienen sollen, aber den Tieren in Vielem über das wirklich notwendige Maß hinaus Leid und Schmerz zufügen.

Gerade weil die Mitgeschöpfe durch unser Streben nach Selbstbewahrung ein unabsehbares Leid und Tod in Nah und Fern erleiden, ist, wie es Schweitzer ausdrückt, „ein neues, einzigartiges Solidaritätsverhältnis“ (S. 317) zwischen diesen und uns entstanden. Darum bleibt, wer die besagte Solidarität mit allem Lebendigen erlebt, nichts anderes übrig, als von dieser Schuld abzutragen und alles in seiner Macht Stehende zu tun, um Schmerz und Leid der Mitwelt zu lindern bzw. Leben zu erhalten und zu fördern, ja „auf seinen höchsten Wert“ zu bringen. Sind wir uns erst einmal aus der Verbundenheit mit allem Leben dieses Zusammenhangs von Schuld und Verantwortung bewusst geworden, dann ist auch die Forderung der Ehrfurchtsgesinnung

keine bloße Moralfloskel, sondern denknotwendig und universell gültig.

Hat sie aber auch „absolute“ Geltung, wie Schweitzer behauptet? Nach dem Gesagten scheint sich ja ihr bloß „relativer“ Wert zu bestätigen und damit auch ihre Unzulänglichkeit, als allgemein verbindliche Entscheidungshilfe zu dienen. Mit dieser Kritik wurde Schweitzer immer wieder konfrontiert; sie wird bis heute in philosophischen Fachkreisen wiederholt vorgebracht. Die Leitidee der Ehrfurcht vor dem Leben sei einfach ein zu allgemeiner Maßstab, um entscheiden zu können, welchem Lebensanspruch im Konfliktfall der Vorzug zu geben ist. Schweitzer habe es daher versäumt, zusätzliche, niederschwellige Wertzuschreibungen als Entscheidungskriterien an die Hand zu geben. So könne es doch nicht angehen, z.B. Insekten den gleichen Wert beizulegen wie „höheren“ Lebewesen, oder gar Bakterien mit diesen auf eine Stufe zu stellen. ‚Schreit‘ das nicht förmlich nach objektiv gültigen Kriterien, wonach etwa „leidensfähigen“, „weniger leidensfähigen“, „höheren“ grundsätzlich „niederen“ Lebewesen im Konfliktfalle der Vorzug zu geben ist, um uns im Einzelfall die Entscheidungslast abnehmen?

Die Beiordnung vermeintlich objektiver Entscheidungshilfen wäre allerdings rein willkürlich. Dies könnte zwar unser Gewissen entlasten und uns aus der notwendigen Mühe des immer erneuten denkenden Abwägens in eigener Verantwortung entlassen. Doch würde sich dadurch unter der Hand doch wieder eine Werteskala einschleichen und die eine Lebensform gegenüber der anderen prinzipiell abwerten. Einer gedankenlosen, gewohnheitsmäßigen Schädigung und Vernichtung von Leben wäre dadurch wieder Tür und Tor geöffnet.

*„Nie dürfen wir abgestumpft werden. In der Wahrheit sind wir, wenn wir die Konflikte immer tiefer erleben. Das gute Gewissen ist eine Erfindung des Teufels.“ (S. 317)*

Daher ist für Schweitzer unverzichtbar, an der absoluten Geltung des Ehrfurchtsprinzips festzuhalten und alle Relativierungsansinnen zurückzuweisen. Aller Kritik zum Trotz schrieb er einige Jahre später in einem Brief an einen befreundeten Rechtsprofessor:

*„Ja lieber Freund, und wenn ihr mich tot schlägt, so erkenne ich keinen objektiv geltenden Wertunterschiede im Leben an. Jedes*

*Leben ist heilig! ... Wertunterschiede machen wir aus subjektiver Notwendigkeit, aber darüber hinaus gelten sie nicht.“<sup>7</sup>*

Schweitzer hat die Ethik von jeglicher normativer Bevormundung befreit. Als alleinigen Maßstab lässt er die Ehrfurcht vor dem Leben gelten. Sie ist das einzig verlässliche, absolut gültige Eichmaß und ein universell gültiger „Kompass“ für unser verantwortliches Entscheiden und Handeln.

### **Das Verhältnis des Einzelnen zu „Gesellschaft“ und „Kulturstaat“**

Nachdem Schweitzer nicht müde geworden ist zu betonen, dass das eigentliche Heimatrecht einer ethischen Verantwortung beim *Einzelnen* liegt, so drängt sich nunmehr die Frage auf, wie diese mit einer über-individuellen, gesellschaftlichen Verantwortung zusammengeht.

Schließlich war doch für ihn der entscheidende Ausgangspunkt und Anstoß zu einem neuen Ethikentwurf seine grundsätzliche Kritik an der „Gesellschaft“ und der „Kultur“. Daher kann man nicht bestreiten, dass eine ethische Kulturerneuerung ohne die Gesellschaft auch nicht vorstellbar ist. Wie also beurteilt Schweitzer das Verhältnis des Einzelnen zur Allgemeinheit bzw. zur Gesellschaft im Ganzen?

Es überrascht nicht, dass Schweitzer gegen Ende des zweiten Bandes seiner Kulturphilosophie seine anfängliche Kulturkritik wieder aufgreift und sich dieser Frage abschließend zuwendet. Seine Überlegungen eröffnet er mit einer provokativen These:

*„Mit drei Gegnern hat sich die Ethik auseinanderzusetzen: mit der Gedankenlosigkeit, mit der egoistischen Selbstbehauptung und mit der Gesellschaft.“ (S. 314)*

Dass Gedankenlosigkeit und egoistische Selbstbehauptung einer Ethik entgegenstehen, leuchtet unmittelbar ein. Aber die „Gesellschaft“? Ist sie es nicht, die kraft Recht und Gesetz, Regeln und Normen staatlicher und außerstaatlicher Institutionen die allgemeinen Lebensverhältnisse ordnet und deren Besserung vor allem zu verwirklichen hätte? Schweitzer kommt zu einem gegenteiligen Schluss:

*„Der Zusammenbruch der Kultur ist dadurch gekommen, daß man der Gesellschaft die Ethik überließ.“*

Schweitzer stellt damit durchaus nicht in Abrede, dass für ein geordnetes Zusammenleben in der Gesellschaft allgemein gültige Vorgaben und Normen des Handelns, die unsere Verantwortlichkeiten umreißen, notwendig sind; aber für eine ethische Kulturerneuerung sind sie keineswegs hinreichend. Wie oben schon ausgeführt, kann die Gesinnung der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben nur aus dem eigenständigen Denken des Einzelnen erwachsen. Die Gesellschaft kann diese Gesinnung nicht ‚von oben‘ verordnen; ebensowenig die aus ihr entspringende grenzenlose Verantwortung für alles Leben. Für Schweitzer ist und bleibt das Individuum die Domäne der Humanität; die „Ethik“ steht und fällt mit der „ethischen Persönlichkeit“. (S. 291)

Soweit der Mensch in gesellschaftliche Institutionen eingebunden ist, handelt er jedoch nicht mehr als Privatperson, sondern er steht in einer überpersönlichen Verantwortung. Er agiert darin als „Vollstrecker allgemeiner Interessen“ und ist Erfüllungsgehilfe übergeordneter Zwecksetzungen. Ob im Rahmen öffentlicher, wirtschaftlicher oder sozialer Einrichtungen, im kleinsten Unternehmen bis hinauf zu den politischen Entscheidungsinstanzen – überall steht nicht das Wohlergehen einer „*Einzelexistenz*“ im Fokus, sondern die zu erfüllende Aufgabe, die bestenfalls das „*Wohlergehen einer Mehrheit*“ im Blick hat. (Vgl. S. 324ff) Dabei gerät die uns auferlegte „überpersönliche“ Verantwortung mit unserer „persönlichen“ Verantwortung immer wieder in Konflikt. Zur Wahrung übergeordneter Zwecke sehen wir uns gezwungen, etwas von unserer „*Menschlichkeit opfern zu müssen*“ und dadurch „*Schuld*“ auf uns zu laden.

Aber muss die überpersönliche Verantwortung unsere persönliche Wertorientierung notgedrungen außer Kraft zu setzen? Durchaus nicht:

*„(I) Im Zweifelsfalle wagen wir, uns lieber zugunsten der Humanität als zugunsten des zu erreichenden Zwecks zu irren.“ (S. 325)*

Schweitzer sieht also erhebliche Spielräume, im gesellschaftlichen Aufgabenfeld persönliche Verantwortung wahrzunehmen. Die ethische Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben verlangt auch im „*öffentlichen Wirken*“ eine „*bis zum Äußersten gehende Anstrengung zur Wahrung der Humanität*“.

Das bedeutet konkreter, dass wir „nicht kalt nach ein für allemal festgelegten Prinzipien entscheiden, sondern in jedem einzelnen Falle um unsere Humanität kämpfen“.

So aussichtslos der Kampf mitunter auch scheint, in Auseinandersetzung mit den Verhältnissen unser „Menschentum“ zu wahren, so müssen wir Sorge tragen, „daß nie ein Mensch als Menschending den Verhältnissen geopfert werden soll“. (S. 334)

Ein solches Bemühen bleibt nicht nur eine Angelegenheit unseres persönlichen Gewissens, sondern hat Auswirkungen auf die „Gesinnungen und Ideale der Kollektivität“. (S. 327) In dem Maße, wie jeder Einzelne in seinem Leben darum kämpft, Humanität zu wahren, wirkt er als „Sauerteig“ der Gesellschaft. Allein auf diesem Wege vermag er nach und nach auf die ethischen Überzeugungen und Ideale einer allgemein geltenden „Gesamtgesinnung“ (vgl. S. 55) Einfluss zu nehmen.

„Also dienen wir der Gesellschaft, ohne uns an sie zu verlieren.“ (S. 326)

Um es nochmals zu betonen: Schweitzer stellt nicht in Abrede, dass auch der Gesellschaft eine ethische Verantwortung zukommt. Sie vermag „das Elementarste“ der Ethik zu sanktionieren und so ein unterstützendes Rahmenwerk für humane Lebensverhältnisse zu gewährleisten. Aber sie darf sich nicht anmaßen, als „ethischer Erzieher“ des Einzelnen aufzutreten. Dies kann und darf auch nicht Aufgabe einer kulturellen „Elite“ sein, die sich als Gralswächter einer „Leitkultur“ aufwirft, und für die der „Massenmensch nur ein Mittel“ ist, sie zu verwirklichen. (S. 334)

„Ethischer Erzieher ist nur der ethisch denkende und um Ethik ringende Mensch“. (S. 326)

Hier ist jeder Einzelne gefordert, mag seine gesellschaftliche Stellung noch so unbedeutend sein:

„Kommen muß eine Vergeistigung der Massen. Die vielen Einzelnen müssen denkend werden über ihr Leben“. (S. 335)

Es kommt also darauf an, dass das elementare ethische Denken „an allen arbeitet“, denn nur so kann eine ethisch-geistige Gesinnung, die von der Ehrfurcht vor dem Leben erfüllt ist, geistiges Allgemeingut werden.

Im letzten Kapitel seiner „Kultur und Ethik“ widmet sich Schweitzer der Frage nach „Staat und Kirche“ und der Möglichkeit der Ausbildung eines ethisch-geistig ausgerichteten „Kulturstaates“. Damit schließt sich der Kreis seiner großangelegten kulturphilosophischen Untersuchung, die in der Kulturkritik ihren Ausgang nahm. Auch hier setzt sich sein bereits ausgeführter Grundgedanke konsequent fort:

„In den letzten Generationen hat der Einzelne dem Staate und der Kirche gegenüber immer mehr von seiner geistigen Selbständigkeit aufgegeben. Er empfing seine Gesinnung von ihnen, statt daß die in ihm zustande kommende Gesinnung als gestaltende Kraft auf Staat und Kirche wirkte.“ (S. 338)

Beide, Staat und Kirche, können nicht „wieder zur Besinnung über sich selbst kommen“, wenn sich nicht „die Vielen“ mit deren unhaltbaren Zuständen kritisch auseinandersetzen. (Vgl. 341) So vermag die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben, soweit sie im Einzelnen wirksam ist, eine „Umgestaltung der Kirche zu religiöser Gemeinschaft“ ebenso anzubahnen wie eine Erneuerung des Staatswesens im Sinne eines vom Geist der Humanität getragenen „Kulturstaates“. (S. 339)

Abschließend gibt Schweitzer seiner Hoffnung Ausdruck, dass dermaleinst die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben über Völker und Staaten hinweg soweit Macht gewinnt, um einer kommenden „Kultur Menschheit“ den Weg zu ebnen, in der auf Dauer innerer wie äußerer „Frieden“ zum Tragen kommt. (Vgl. S. 342f)

Allerdings steht dem Gedanken einer „Kultur Menschheit“ das „krankhafte Wesen des Nationalismus“ (S. 42) als größtes Hindernis entgegen, wie er schon im ersten Band seiner Kulturphilosophie näher ausführt. „Die nationale Kultur“ begreift sich darin als der „Inbegriff aller äußeren Leistungen des betreffenden Volkes“. Sie ist geprägt durch eine „dogmatisierte, idealisierte und von Volksleidenschaft getragene Überschätzung einzelner territorialer und wirtschaftlicher Interessensfragen“. Im Bestreben, die nationale Kultur anderen Völkern „aufzudrängen und sie zu beglücken“, gerät sie zum „Propaganda- und Exportartikel“. (S. 44f)

„So erlebt die Welt eine Konkurrenz nationaler Kulturen, bei der es der Kultur schlecht ergeht.“

Trotz dieser Problematik, die das Trennende der Völker betont und das kulturell Verbindende in den Wind schlägt, hält Schweitzer am Wollen und Erhoffen einer geistig-ethisch zusammengehörenden „Kultur Menschheit“ fest.

Dies ist für ihn kein ‚frommer Wunsch‘, sondern eine aus der besorgniserregenden Entwicklung der Menschheit geborene Notwendigkeit, deren ganze Dramatik er in ein anschauliches Bild fasst:

*„Die Tatsachen rufen uns zur Besinnung, wie die Bewegungen des kletternden Fahrzeugs die Mannschaft auf Deck und in die Segel jagen. Schon ist uns der Glaube an den geistigen Fortschritt der Menschen und der Menschheit etwas fast Unmögliches geworden. Mit dem Mute der Verzweiflung müssen wir uns zu ihm zwingen. Alle miteinander wieder den geistigen Fortschritt des Menschen und der Menschheit wollen und wieder auf ihn hoffen: dies ist das Herumwerfen des Steuerers, das uns gelingen muß, wenn unser Fahrzeug im letzten Augenblick noch vor den Wind gebracht werden soll.*

*Fähig zu dieser Leistung werden wir nur in denkender Ehrfurcht vor dem Leben. Fängt Ehrfurcht vor dem Leben an, irgendwo am Denken und an der Gesinnung zu arbeiten, dann ist das Wunder möglich.“* (S. 336f)

### **Nachbemerkung:**

#### **Zu Albert Schweitzers Gesamtentwurf einer Kulturphilosophie I–IV**

Die grundlegenden Texte seiner zweibändigen „Kulturphilosophie“ hatte Albert Schweitzer von 1914 bis 1917 in Afrika niedergelegt. Als er im September 1917 mit seiner Frau kriegsbedingt Lambarene verlassen musste und in Frankreich interniert wurde, musste er dieses Manuskript in Afrika zurücklassen.

Nach dem Krieg kehrte er in seine elsässische Heimat zurück, wo ihn alsbald eine Einladung aus Schweden erreichte, dort Orgelkonzerte und Vorträge abzuhalten. Da er sein früheres Lambarene-Manuskript erst 1920 wieder in Händen hielt, unterzog er sich der Mühe, für die geplanten Vorlesungen an der Universität Uppsala seine Kulturphilosophie von Grund auf neu abzufassen. Währenddessen trat er mit den Grundzügen seiner „Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben“ im Rahmen einer Predigtreihe an St. Nikolai in Straßburg erstmals an die Öffentlichkeit.<sup>8</sup>

Aber auch die Textgrundlage der Uppsala-Vorlesung überarbeitete Schweitzer nachgerade erheblich, ehe er sie 1923 in Gestalt der „Kulturphilosophie erster und zweiter Teil“ beim C.H. Beckverlag in München veröffentlichte.<sup>9</sup>

So ausgereift einem dieses grundlegende Werk angesichts seines langwierigen Entstehungsprozesses auch erscheinen muss, so sehr hatte es für Schweitzer eher den Zuschnitt eines programmatischen Entwurfs als einer gründlich in allen Facetten ausgearbeiteten Kulturphilosophie. Schließlich war er ja mit keinem geringeren Anspruch angetreten, als vor dem weit aufgespannten Horizont der „Weltphilosophie“ eine neue Ethik zu begründen, die jedem denkenden Menschen zugänglich ist.

Daher betrachtete Schweitzer seine Kulturphilosophie von 1923 als keineswegs abgeschlossen. Auch in den späteren Jahren seiner Lambarene-Aufenthalte verfolgte er sein Großprojekt weiter, zunächst mit dem Ziel einer „Kulturphilosophie Teil III“, in der er umfassender, als es bislang vorlag, die verschiedenen Weltkulturen durchforstete, um auf diesem Wege zu einer vertieften Begründung einer „Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“ zu gelangen. Damit nicht genug, bewegte ihn weiterhin die Ausarbeitung der Frage nach einem künftigen „Kulturstaat“, wie er sie in seinem Grundbuch von 1923 abschließend skizziert hatte. Diese sollte in der „Kulturphilosophie Teil IV“ ihren umfassenden Niederschlag finden.

Die fast übermenschlich anmutende Energie und denkerische Spannkraft, mit der Albert Schweitzer neben seiner kräftezehrenden Spitalarbeit, Korrespondenz, Vortrags- und Konzerttätigkeit über Jahrzehnte an diesem kulturphilosophischen Weltprojekt weiterarbeitete, lassen seine umfangreichen Texte nur erahnen, die uns aus seinem Nachlass vorliegen. Es war das große Verdienst von Claus Günzler zusammen mit Johann Zürcher die Nachlassmanuskripte Schweitzers „Kulturphilosophie III“ in Gestalt einer „Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“ in zwei umfangreichen Bänden von insgesamt fast tausend Seiten herausgegeben zu haben.<sup>10</sup> Angesichts der enormen Materialfülle in Form vieler Teilabhandlungen, Anläufe und Skizzen kann deren enorme editorische Leistung gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Darüber hinaus fanden sich im Nachlass eine Fülle an Materialien und Textentwürfen über „*Kultur und Kulturstaat*“ als Vorarbeiten für einen geplanten IV. Teil seiner Kulturphilosophie. Auch diese wurden inzwischen unter dem Titel „*Wir Epigonen. Kultur und Kulturstaat*“ als Nachlassschrift veröffentlicht. Dieser Band bietet auf über 400 Seiten „*eine wichtige Interpretations- und Ergänzungshilfe zu Schweitzers Kulturphilosophie*“.<sup>11</sup>

**A**ll dies wäre ohne den „*C.H.Beck Verlag*“ nicht zu realisieren gewesen. Es ist dessen großes Verdienst, Schweitzers Kulturphilosophie 1923 erstmals publiziert zu haben und bis zum heutigen Tag in immer neuen Auflagen der Öffentlichkeit zugänglich zu halten. Darüber hinaus ist ihm zu verdanken, dass uns inzwischen nahezu die gesamten nachgelassenen Schriften Schweitzers in zehn meist sehr umfangreichen Bänden vorliegen. Daneben dürfen die vielen Bücher, die Schweitzer schon zu Lebzeiten veröffentlicht hatte, nicht unerwähnt bleiben, die ebenfalls vom Beck Verlag bis heute verlegt werden.

Wie Günzler feststellt, lässt die Gesamtanlage seiner Kulturphilosophie „*Schweitzer als einen souverän ausgreifenden Denker hervortreten, der das immer noch verbreitete Klischee vom lebenswürdigen, doch philosophisch kurzatmigen Samariter der leidenden Kreatur als unhaltbar erweist*“.<sup>12</sup>

Trotz seines universellen wie radikale Tiefenlotungen nicht scheuenden elementaren Denkens lässt die verdiente Anerkennung Albert Schweitzers durch die philosophische Fachzunft weithin zu wünschen übrig. Es bleibt zu hoffen, dass die mit den Nachlasswerken nunmehr gegebene vollständige Zugänglichkeit seines geistigen Werkes das Forschungsinteresse der Fachwelt beflügelt und dazu beiträgt, Schweitzers Stellung als herausragenden philosophischen Denker gründlich zu rehabilitieren.

#### Anmerkungen

- 1 Albert Schweitzer: Kulturphilosophie. Bd. I: Verfall und Wiederaufbau der Kultur, Bd. II: Kultur und Ethik, München 2007 (erstmalig erschienen 1923), S. 55. Die im folgenden Text erscheinenden Seitenhinweise beziehen sich auf dieses Werk.
- 2 Albert Schweitzer: Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas. München 1995.
- 3 Albert Schweitzer: Kulturphilosophie. Nachwort von Claus Günzler, S. 345.
- 4 Vgl. Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken. Frankfurt/M. 1990, S. 111.
- 5 Schweitzer, Albert: Kulturphilosophie, S. 36.
- 6 Schweitzer, Albert: Aus meinem Leben und Denken, S. 118f.
- 7 Albert Schweitzer: Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900-1965, hrsg. v. Werner Zager, München 2006, S. 447.
- 8 Albert Schweitzer: Was sollen wir tun? 12 Predigten über ethische Probleme (Straßburger Predigten). Aus dem Nachlaß hrsg. v. M. Strege u. L. Stiehm, Heidelberg 1974.
- 9 Vgl. Claus Günzler im „Nachwort“ zur Kulturphilosophie, S. 347.
- 10 Albert Schweitzer: Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Werke aus dem Nachlaß, Kulturphilosophie III. Erster und zweiter Teil, München 1999, Dritter und vierter Teil, München 2000, beide Bände hrsg. v. Claus Günzler u. Johann Zürcher.
- 11 Albert Schweitzer: Wir Epigonen. Kultur und Kulturstaat, Werke aus dem Nachlaß, hrsg. v. Ulrich Körtner und Johann Zürcher, München 2005, S. 15.
- 12 Günzler in seiner „Einleitung“ zu Albert Schweitzer: Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Werke aus dem Nachlaß, Kulturphilosophie III. Erster und zweiter Teil, S. 26.



## Vor 100 Jahren

Anfang der 20er Jahre in Königsfeld

Roland Wolf

### Albert Schweitzer im Jahr 1923

Mit Beginn des Jahres 1923 nahm Schweitzers Reisetätigkeit spürbar ab: Das Verzeichnis der Konzerte führt lediglich fünf Auftritte im Januar in der Tschechoslowakei auf und einen im März in Frankreich zur Einweihung einer neuen Orgel. Das nächste Konzert gab er dann erst viereinhalb Jahre später, nach der Rückkehr von seinem zweiten Aufenthalt in Lambarene.

In Prag war Schweitzer auf Betreiben des Ordinarius für Philosophie Oskar Kraus, der nach der Lektüre von „*Zwischen Wasser und Urwald*“ Schweitzer zu begegnen wünschte und ihn zu Vorträgen und Konzerten eingeladen hatte. So hatte Schweitzer Gelegenheit, dort seine Kulturphilosophie vorzutragen.

Das ganze Jahr hindurch widmete sich Schweitzer in erster Linie seiner schriftstellerischen Tätigkeit, zunächst den beiden Bänden der „*Kulturphilosophie*“. Der erste erschien unter dem Titel „*Verfall und Wiederaufbau der Kultur*“ und war seiner langjährigen Unterstützerin Annie Fischer gewidmet, der zweite hieß „*Kultur und Ethik*“ und trug die Widmung an seine Frau, „*dem treuesten Kameraden*“. Das Werk erschien bei C.H. Beck in München in wirtschaftlich schwieriger Zeit in Deutschland, wie Schweitzer feststellen musste:

Im Herbst 1923 wurde der Druck für einige Zeit unterbrochen, weil die in Nördlingen (Bayern) gelegene Druckerei des Verlegers der deutschen Ausgabe von Staats wegen requiriert worden war, um sich an der Herstellung des vielen, durch die Inflation notwendig gewordenen Papiergeldes zu beteiligen.

Als weiteres Werk erschien in diesem Jahr, zunächst in einer englischen Ausgabe, „*Das Christentum und die Weltreligionen*“, das die im Vorjahr in den Sally Oak Colleges in Birmingham vor Missionaren gehaltenen Vorträge beinhaltet. Schweitzer bedauerte die Kürze des kaum 60 Seiten umfassenden Büchleins, doch er hatte es in Form der in Sally Oak gehaltenen Vorlesungen veröffentlichten müssen.

Einen Teil der schriftstellerischen Tätigkeit konnte schon im neuen Haus in Königsfeld erfolgen, in das Schweitzer mit Frau und Tochter am 1. Mai 1923 einzogen. Zur Freude von Helene

verbrachte Schweitzer dort die Sommerwochen, wo er sich auch um den großen Garten kümmerte und darin einen Nutzgarten anlegte.

**B**ei all diesen Aktivitäten verlor er aber das Ziel, nach Lambarene zurückzukehren, nicht aus dem Auge. Wie in der letzten Folge dargestellt, ruhte der Briefwechsel mit der Missionsgesellschaft bis zum Februar des Jahres 1923, nahm dann aber wieder Fahrt auf. Bis zum Jahresende sind über zwanzig Schreiben zwischen Schweitzer und der Missionsgesellschaft verzeichnet, dreizehnmal stand das Thema Schweitzer auf der Tagesordnung der verschiedenen Gremien, bis es im Dezember zu einem für beide Seiten befriedigenden Ergebnis kam. Schweitzer hatte sich in seinen letzten Schreiben zuversichtlich über eine baldige Rückkehr gezeigt. Doch diese Zuversicht wurde auf offizieller Seite nicht geteilt. In einem vertraulichen Schreiben benachrichtigte Gouverneur Cadier den Vorsitzenden der Missionarskonferenz im März 1923, der Generalgouverneur von Französisch Äquatorialafrika habe ihn angehalten mitzuteilen, „*dass die Anwesenheit von Doktor Schweitzer in Gabun unerwünscht erscheine*“.

Die Konferenz nahm die Aufforderung zur Kenntnis, antwortete allerdings, dass Schweitzer kein Mitglied der Mission und sein Werk völlig unabhängig von ihr sei. Wenn Schweitzer nach Gabun zurückkehren wolle, habe die Missionarskonferenz keine Autorität, ihn daran zu hindern.

Verantwortlich für diese neue Schwierigkeit war Generalgouverneur Augagneur, ein kompromissloser Verfechter der Trennung von Kirche und Staat, der in seinem Einflussbereich Zentralafrika alle Missionare schriftlich schwören ließ, sich in keiner Form in die Beziehungen zwischen der Kolonialverwaltung und den Eingeborenen einzumischen und sich jeder politischen Handlung zu enthalten. Die Verantwortlichen der Missionsgesellschaft fürchteten diesen „*Protestantenfresser*“, wie Schweitzer ihn in einem Brief an Bianquis bezeichnete, und wagten sich nicht, seiner Anordnung zu widersetzen.

Schweitzer ließ sich durch dieses neue Hindernis auf seinem Weg nicht beirren. Wie er es bereits angesichts der Schwierigkeiten vor seiner ersten Ausreise 1913 getan hatte, begann er seine politischen Kontakte zu mobilisieren, in diesem Fall einen

elsässischen Abgeordneten und ehemaligen Straßburger Schüler. Mit Erfolg, wie er Bianquis im Oktober 1923 in einem privaten Schreiben mitteilen konnte. Denn der Kolonialminister hatte dem Abgeordneten mitgeteilt,

*„dass nichts einer Rückkehr von Herrn Dr. Albert Schweitzer, der übrigens seit dem Vertrag von Versailles französischer Staatsbürger ist, nach Äquatorialafrika im Wege steht“.*

Nach und nach wurden die Hindernisse einer Rückkehr Schweitzers nach Lambarene aus dem Weg geräumt, so dass schließlich die verschiedenen Gremien der Missionsgesellschaft trotz des fortbestehenden Widerstands einer Minderheit der Mitglieder der Wiederaufnahme von Schweitzers ärztlicher Tätigkeit auf der Missionsstation von Lambarene zustimmten. Die Modalitäten sollten in einer Art Vertrag festgelegt werden, wozu sich Schweitzer in einem Gespräch mit Pastor Marc Boegner in Straßburg bereit erklärt hatte.

Nach Vorschlag der Exekutivkommission, dem auch das Komitee zustimmte, sollte der Vertrag folgende Punkte klären: die vorübergehende Aufenthaltsgenehmigung auf der Missionsstation, die Verlegung des Spitals an den Rand des Geländes, die eventuelle Auswahl eines Nachfolgers durch das Pariser Komitee und schließlich ein Treffen mit Schweitzer vor seiner Ausreise.

Allégret, als Nachfolger Bianquis neuer Direktor der Missionsgesellschaft, schickte Schweitzer den Vertrag im Oktober zu und bat um Stellungnahme. Schweitzer zeigte sich in seiner Antwort mit dem „*Konkordat*“ grundsätzlich einverstanden, hatte aber Änderungswünsche in einigen Details, die jedoch allesamt vom Komitee abgelehnt wurden. Schweitzer blieb dennoch zuversichtlich, dass man zu einer Einigung über die noch strittigen Details – vor allem den Platz für das Krankenhaus betreffend – kommen werde, und kündigte einen Besuch in Paris am 3. Dezember auf dem Weg nach London an. Der Zufall wollte es, dass an diesem Tag eine Sitzung der Kommission für das französische Afrika stattfinden sollte, auf der Allégret den „*vorläufig endgültigen*“ Vertrag unterbreiten wollte.

Am Nachmittag des 3. Dezember 1923 kam es so zu dem geplanten Treffen im Haus der Pariser Missionsgesellschaft. Der Empfang von Dr. Schweitzer war der einzige Tagesordnungspunkt der gemeinsamen Sitzung von Exekutivkommission und

Kommission für Französisch-Afrika, die sich zuvor noch einmal über die angestrebte Übereinkunft beraten hatten.

Schweitzer erläuterte zunächst den derzeitigen Stand seiner Planung: Er reise allein, hoffe aber noch auf die Begleitung durch eine Krankenpflegerin oder einen Krankenpfleger. Finanziert werde sein Werk durch kleine Komitees im Elsass, in der Schweiz, in Dänemark und in Schweden, die ihre Mittel eigenständig verwalteten und sie auf Anfrage Schweitzer zur Verfügung stellten. Chef des medizinischen Werks sei jedoch er. „*Der Staat bin ich*“, sagte er mit den Worten von König Ludwig XIV.

Dann zeichnete er die Geschichte der Auseinandersetzung mit der Missionsgesellschaft nach, vor allem die geforderte Trennung von Mission und ärztlicher Einrichtung. Er habe das nicht angestrebt, sondern hinnehmen müssen. Die Übereinkunft sollte seiner Meinung nach so kurz wie möglich sein und nicht Juristisches mit Moralischem und Geistigem vermischen. Ohne weitere Diskussionen wurde der Text der Übereinkunft von beiden Seiten akzeptiert. Der Vorsitzende der Kommission schloss mit den „*lapidaren*“ Worten: „*Es herrscht zwischen uns gegenseitige Unabhängigkeit und gegenseitiges Vertrauen*“, worauf Schweitzer antwortete: „*Vertrauen Sie mir und meinem missionarischen Geist*“.

Nach der Zustimmung auch des Komitees in der Sitzung am 10. Dezember setzen beide Parteien im weiteren Verlauf des Monats die Unterschriften unter das Werk, als letzter am 23. Dezember Albert Schweitzer. Die wesentlichen Punkte der Übereinkunft sind:

1. Das medizinische Werk soll in der Nähe, aber außerhalb der eigentlichen Missionsstation errichtet werden.
2. Wenn sich am Rand des Geländes der Station ein geeigneter Platz für das Krankenhaus finden sollte, werde ihm die Parzelle für jährlich 5 Francs verpachtet.
3. Über einen eventuellen Nachfolger Schweitzers will die Missionsgesellschaft mitentscheiden.
4. Die Missionarskonferenz in Gabun soll Schweitzer einen Handwerkermissionar und Arbeiter für die zu errichtenden Bauten zur Verfügung stellen.
5. Bis zur Fertigstellung seiner Einrichtung soll Schweitzer kostenlos auf der Missionsstation wohnen können.

6. Während des Baus der Krankenstation auf dem neuen Platz kann Schweitzer die Kranken in den noch bestehenden alten Einrichtungen behandeln.
7. Mehr könne zurzeit nicht präzisiert werden, mögliche notwendige Veränderungen bedürften einer neuen Übereinkunft.

Schweitzer hatte nie daran gezweifelt, sein Werk in Lambarene fortsetzen zu können. Deshalb hatte er parallel zu seinen anderen Aktivitäten ärztliche Weiterbildungen unternommen. Auf der Suche nach neuen Medikamenten für die Schlafkrankheit und die Lepra unterhielt er Kontakte zum Tropeninstitut der Universität Hamburg, zum Institut Pasteur in Paris und zum Rockefeller-Institut in den USA. Und was die praktische Tätigkeit als Chirurg betraf, bildete er sich in Straßburger Krankenhäusern fort, erlernte dort die Operation des grauen Stars, die Technik urologischer Eingriffe und erweiterte seine Kenntnisse im Bereich der Gynäkologie. An den Berliner Theologen Adolf von Harnack schrieb er:

*„Augenblicklich bin ich ganz Arzt. Ohne einen Tag Ferien stehe ich den ganzen Tag in den Straßburger Kliniken, um noch recht viel in Chirurgie zu lernen. Meine Freude ist jetzt die Staroperation zu beherrschen. Ende November geht es nach so mannigfachen Verzögerungen zurück zu meinen Kranken. Mein schwerer Kummer ist, dass ich dafür meine Frau leidend in Königfeld zurücklassen muss. Aber ich hoffe, dass sie sich definitiv erholen wird.“*

Daneben stand noch eine andere Art der Reisevorbereitung auf Schweitzers Programm: die Planung eines „*Abstechers*“ nach Kamerun. Schon am Anfang der Auseinandersetzungen mit der Missionsgesellschaft, als eine positive Lösung noch nicht in Sicht war, hatte er in einem Brief an Bianquis die Möglichkeit geäußert, sein Werk in eine andere Kolonie, wie z. B. Kamerun zu verlegen. Als sich die Einigung mit der Pariser Mission abzeichnete, wurde daraus eine drei-bis vierwöchige „*Studienreise*“ in den englischen Teil Kameruns, die er unter anderem während eines Aufenthaltes in London vorbereitete.

Da es in ein englischsprachiges Gebiet ging und Schweitzer im Gegensatz zu Helene diese Sprache nicht aktiv beherrschte, suchte er gezielt nach einem Reisebegleiter, der ihn in dieser Sprache unterrichten konnte. Dabei half ihm, dass er bei seinem England-Aufenthalt im Februar 1922 die Amerikanerin Emily

Rieder, die Witwe eines Elsässers, kennengelernt hatte. Deren am Weihnachtstag 1904 geborener Sohn Noël Alexander hatte offiziell den Namen seiner Großmutter mütterlicherseits angenommen und hieß seither Gillespie.

Irgendwie hatte Noël von Schweitzers Reise erfahren und bot sich in einem Brief als Reisebegleiter an. Schweitzer antwortete darauf:

*„Ich suche einen jungen Mann, der mich als Begleiter, Sekretär und vor allem Englischlehrer sechs Monate nach Afrika begleitet. Wir würden Ende Januar abreisen, wir würden einen Monat in den englischen Kamerun reisen und von da nach Lambarene. Dort würden Sie mir helfen, mein Haus zu errichten, mein Spital zu organisieren.*

*Da Sie sehr jung sind und diese Reise Sie interessieren kann, frage ich Sie, ob Ihre Professoren nichts dagegen hätten, dass Sie ihr Studium für sechs Monate unterbrechen ... Denken Sie darüber nach und schreiben Sie mir in den nächsten acht Tagen nach Günsbach bei Münster im Elsass.“*

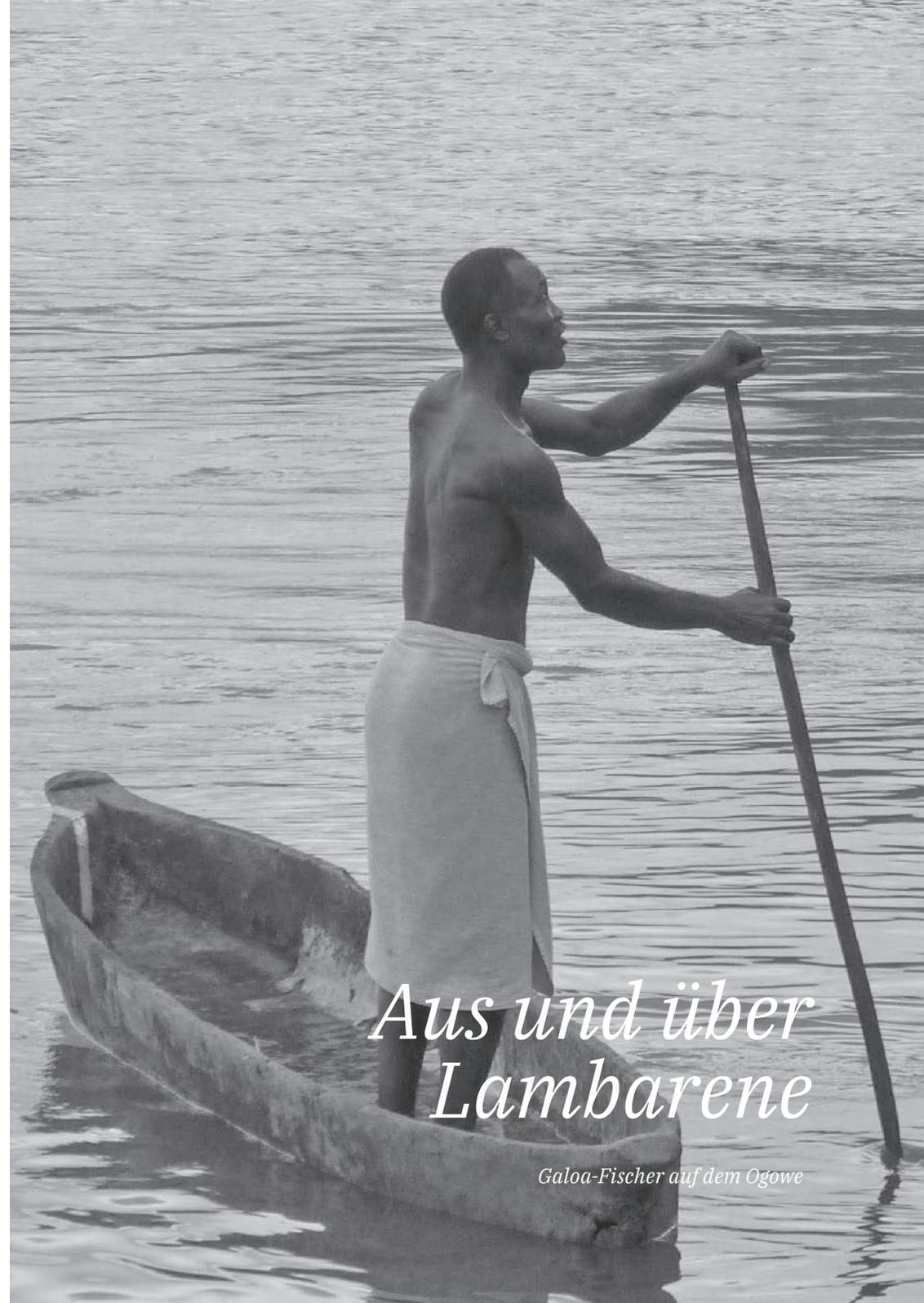
Kurz vor Noël's 19. Geburtstag teilte Madame Rieder ihre und ihres Sohnes Zustimmung mit, worauf Schweitzer am 2. Dezember ebenfalls zustimmend antwortete:

*„Ich bin nun entschlossen, das Angebot Ihres Sohnes anzunehmen. Es ist nun entschieden, dass er mich begleiten wird. Ich danke ihm von Herzen und freue mich darauf, gut mit ihm Englisch zu lernen und ihn um mich zu haben.“*

Das Jahr 1923 ging so zu Ende, die geplante Abreise hatte sich wegen der schwierigen Verhandlungen mit der Missionsgesellschaft länger als von Schweitzer geplant hinausgezögert. Doch das Warten sollte bald ein Ende haben.

#### Quellen:

- Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken, in: Gesammelte Werke; Zürich, 1974.
- Albert Schweitzer: Leben, Werk und Denken 1905-1965 mitgeteilt in seinen Briefen. Heidelberg, 1987.
- Albert Schweitzer: Theologischer und philosophischer Briefwechsel. Werke aus dem Nachlass, München, 2006.
- Briefwechsel zwischen Schweitzer und der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft.
- Cahiers de l'Association française des Amis d'Albert Schweitzer (AFAAS), N° 25.
- Verena Mühlstein: Helene Schweitzer Bresslau. Ein Leben für Lambarene. München, 1998.
- Harald Schützeichel: Die Konzerttätigkeit Albert Schweitzers. Bern und Stuttgart, 1991.
- Roland Wolf: Albert Schweitzer und sein Spital in Lambarene. 60 Jahre unmittelbares menschliches Dienen. Berlin, 2021.



## Aus und über Lambarene

*Galoa-Fischer auf dem Ogowe*

## Medizinische Aktivitäten im Schweitzer-Spital 2020-2021

Im Jahr 2021 wurden 4070 Patienten (2020: 4627) stationär aufgenommen und 25113 (24642) ambulant behandelt. Geburten wurden 843 verzeichnet. Die Zahl der Röntgenuntersuchungen lag bei 4452.

Die folgende Tabelle stellt einzelne Bereiche etwas genauer vor, wobei in einigen Fällen auch schon Zahlen für 2022 vorliegen.

<b>Patienten</b>		<b>2020</b>	<b>2021</b>	<b>2022</b>
Stationäre Aufnahmen	Innere Medizin	1 209	1 043	
	Chirurgie	718	519	
	Geburtsklinik	817	685	
	Kinderklinik	1 244	1 393	
	Gynäkologie	639	430	
	Insgesamt	4 627	4 070	4 540
Geburten	817	843	1 153	
Ambulante Behandlungen	Innere Medizin	7 135	7 259	
	Chirurgie	1 494	1 402	
	Gynäkologie	1 131	1 301	
	Schwangerschaftsuntersuchungen	1 756	1 700	
	Kinderklinik	3 909	4 588	
	Notaufnahme	2 575	2 699	
	Mutter-Kind-Dienst PMI	4 408	4 393	
	Zahnklinik	2 234	1 720	
	Physiotherapie	-	51	
	Insgesamt	24 642	25 113	26 998
Chirurgische Eingriffe	753	704	649	
Röntgenuntersuchungen	3 413	4 452	5 638	
Laboruntersuchungen	51 619	52 327	56 586	

Insgesamt wurden im Jahr 2021 138 Todesfälle (2020: 128) verzeichnet. Davon entfielen 60 (2020: 46) auf die Innere Medizin, 50 (46) auf die Notaufnahme, 9 (5) auf die Chirurgie, 11 (28) auf die Kinderklinik und 1 (3) auf die Geburtsklinik.

Die meisten Todesfälle haben ihre Ursache in einer zu späten Einlieferung ins Spital, des Weiteren im Fehlen einer Intensivstation.

Nach dem Abklingen der Corona-Pandemie, die in Gabun bei weitem nicht so dramatisch ablief wie in europäischen Ländern, ist ein Ansteigen der Zahlen zu beobachten. Nach Aussage des Chefarztes sind in den Jahren 2020 und 2021 viele Kranke und Schwangere nicht ins Krankenhaus gegangen, weil die Meinung weit verbreitet war, man würde sich dort mit Corona infizieren.



Roland Wolf

## Die Historische Zone des Schweitzer-Spitals im Jahr 2022

Zwei Jahre lang hatten in Gabun die Einreisebeschränkungen infolge der Corona-Pandemie zu einem erheblichen Rückgang des Tourismus geführt, der auch an der Historischen Zone des Schweitzer-Spitals nicht vorbeigegangen war. Nach der Aufhebung der Restriktionen im März 2022 herrschte deshalb generelles Aufatmen, verbunden mit der Hoffnung auf eine Rückkehr zur Situation vor der Krise.

Die Hoffnung war nicht unbegründet. Nach 907 Besuchern 2020 und 1 334 im Jahr 2021 wurden im Jahr 2022 wieder 2 258 Besucher von Schweitzers historischem Krankenhaus gezählt. Ein zufriedenstellendes Ergebnis, auch wenn die Besucherzahl im Jahr vor der Pandemie (2019: 3 017) nicht erreicht werden konnte.

Den größten Anteil stellten naturgemäß die Afrikaner (1 443), an zweiter Stelle standen die Europäer (710), gefolgt von einigen wenigen Touristen aus Amerika, Asien und Australien (105). Die Afrikaner kamen aus 15 Ländern des Kontinents, wobei nach dem Spitzenreiter Gabun (1 375) das Nachbarland Kamerun mit 19 Besuchern an zweiter Stelle steht.

Die Zahl der Europäer hat sich fast verdoppelt und ist von 369 (2021) auf 710 gestiegen. Wie immer stehen die Franzosen (517) an erster Stelle, da es sich in der Regel um in Gabun lebende und arbeitende Personen bzw. deren europäische Besucher handelt. Außer den Franzosen haben nur die Belgier (54), die Deutschen (53), die Spanier (39) und die Österreicher (11) zweistellige Besucherzahlen zu verzeichnen.

Asiaten kamen insgesamt 44, vor allem aus China und Japan (jeweils 13) sowie Indien (10). Aus vier Ländern des amerikanischen Kontinents wurden 59 Besucher gezählt, wobei fast alle (54) aus den USA kamen.

Im Jahresverlauf standen die Ferienmonate April (200), Juli (262), August (679) und Dezember (223) an der Spitze. Auch die Zahl der Übernachtungen stieg 2022 auf 1 275 (2021: 553) an, die der servierten Essen auf 2 878 (2021: 325). Durch den Tod unseres beliebten Bootsführers Yaya ist die Zahl der Bootsausflüge von 74 (2018) über 36 (2019) auf nur noch 2 (2022) gesunken.

## Lambarene – „Wir wollen es versuchen“? Korrektur eines Mythos

Es gibt Irrtümer, die ein langes Leben haben, die immer von neuem wiederholt und so von Generation zu Generation weitergegeben, nie überprüft werden. Doch nicht jeder Irrtum ist von Bedeutung, nicht jede Richtigstellung führt zu einer Neubewertung des Sachverhalts. Dafür können wir zwei Irrtümer anführen, für die Schweitzer selbst verantwortlich war.

So gravierte er eigenhändig in den Beton des Grabkreuzes für seine Frau Helene als Ankunftsdatum auf der Missionsstation in Andende den 18. April 1913 ein und nicht das korrekte Datum des 16. April. Anlässlich des 50. Jahrestags der Spitalgründung feierte Schweitzer so auch in Lambarene das Jubiläum am Abend des 18. April 1963 im Kreis seiner Mitarbeiter. Später wurde man sich dieses Fehlers bewusst, und die Feier zum hundertjährigen Jahrestag der Ankunft fand korrekt am 16. April 2013 auf dem Platz der ehemaligen Missionsstation in Andende statt.

Auch in einem zweiten Fall spielte das Gedächtnis Schweitzer einen Streich. Als er in seinem autobiografischen Werk *„Aus meinem Leben und Denken“* zum ersten Mal über die Entdeckung des Begriffs der *„Ehrfurcht vor dem Leben“* im Jahr 1915 schrieb, lag das Ereignis 15 Jahre zurück und Schweitzer datierte es auf den Monat September. Wie aus einem Schreiben Schweitzers an den Direktor der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft hervorgeht, hatte er jedoch die Fahrt auf dem Ogowe zur kranken Missionarsfrau Pelot in Ngomo bereits Mitte August unternommen<sup>1</sup>.

Beide Beispiele haben eher anekdotenhaften Charakter, die Irrtümer sind nicht von entscheidender Bedeutung. Anders verhält es sich – und dafür ist Schweitzer nicht verantwortlich – mit der Bedeutung des Namens *„Lambarene“*. Eine ausführliche Erklärung in Form der folgenden kleinen Geschichte hat Walter Munz gegeben:

*„Von alters her hatten die Galoa-Leute am Nordufer des Ogowes gewohnt, und ihr Stammesfürst nannte sich stolz der Sonnenkönig. Er residierte (...) auf dem Hügel Adolinanongo, genau dort, wo Albert Schweitzer 1926 sein zweites Spital baute, 3 km flussaufwärts der Missionsstation Andende. Die Galoa waren seit Menschengedenken mit dem Fluss vertraut, geschickte Schiffer und Fischer (...). Da kam eine Zeit, in der die Galoa vom Norden her immer wieder überfallen wurden von einem fremden, kriegerischen, vitalen Stamm des Binnenlandes, eben vom Volk der Fang. (...) Sie entschlossen sich, ihre Heimat in Adolinanongo aufzugeben und übersiedelten mit Sack und Pack auf die große waldige Insel mitten im Fluss. Als sie dort ankamen, wo sie sich den Frieden von den anstürmenden Fang erhofften, sagten die Galoa zueinander – Lembareni! Dieses Wort heißt: wir wollen es versuchen! Der Ausspruch wurde zum Namen des Dorfes, das die Galoa nun aufbauten südlich des Wassers. Die Fang, des Flusses ungewohnt und diesen fürchtend, ließen die Leute in Lembareni tatsächlich in Ruhe (...). Später kamen die Franzosen ins Land und sprachen Lembareni in ihrer Weise aus (...). So ist aus Lembareni schließlich Lambaréne geworden.“*

Eine schöne Geschichte mit einer plausiblen Erklärung, die ich in meiner über zwanzigjährigen Zugehörigkeit zur Spitalstiftung immer wieder hörte, nicht nur aus dem Mund von Walter Munz. Da im internationalen Stiftungsrat mehrere Gabuner aus dem Sprachraum der Myènè saßen<sup>2</sup>, die der Deutung nie widersprachen, hatte ich keinen Grund, daran zu zweifeln.

In meinem Ruhestand reiste ich öfter und länger als zuvor nach Lambarene und beschloss, mich näher mit einer der in Lambarene gesprochenen Sprachen zu beschäftigen und einige grundlegende Ausdrucksformen zu erlernen. Ein Teil des Personals der Historischen Zone, mit dem ich engen Kontakt pflegte, gehörte den Myènè an, und so fiel meine Wahl auf diese Sprache, die eben auch die der ersten Bewohner Lambarenes, der Galoa, war.

Mit Hilfe eines Wörterbuchs und kurzer Abhandlungen der Grammatik drang ich so etwas in deren Sprache ein. Natürlich wollte ich mich dabei auch der Bedeutung von lembareni vergewissern. Doch diese Form des Verbs demba (versuchen) war nirgends zu finden. Es gab nur die Befehlsformen lemba (versuche) und lembani (versucht). Einen Imperativ der 1. Person Plural wie

im Französischen (essayons) oder im Deutschen (lasst es uns versuchen) existiert nicht.

Was war nun mit der schönen Geschichte vom Rückzug der Galoa auf die Insel und dem dortigen Wiederaufbau ihrer Siedlung? Und mit dem Ausruf „*Lembareni - Lasst es uns versuchen*“? Ich musste der Sache auf den Grund gehen.

Das war nicht ganz einfach, da wir in Gabun in einem Raum vorwiegend mündlicher Überlieferung sind, in dem schriftliche Aufzeichnungen nicht sehr weit in die Vergangenheit zurückreichen. Dennoch gelang es mir, mit Hilfe der mir zur Verfügung stehenden Literatur einige Tatsachen herauszuarbeiten.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts siedelten die Galoa auf dem rechten Ufer des Ogowe auf einem Hügel, den sie Adolinanongo nannten: den Ort, von dem man die Völker sehen kann. Genau an dieser Stelle errichtete Schweitzer ein halbes Jahrhundert später sein Spital und profitierte dabei von den zahlreichen Ölpalmen, die die früheren Bewohner angepflanzt hatten.

Der König der Galoa hieß Nkombe oder unter Hinzufügung des Namens seiner Mutter Nkombe Ademba. In der Sprache der Galoa bedeutet nkombe Sonne, weshalb er auch als Sonnenkönig bezeichnet wird. Er war ein äußerst geschäftstüchtiger Herrscher, dem es gelang, zwei europäische Handelsniederlassungen, sogenannte Faktoreien, auf sein Gebiet zu holen: die englische Hatton and Cookson und die deutsche Wörmann.

Als 1870 Rampolé, der König der auf dem linken Ogowe-Ufer siedelnden Enenga starb, erklärte sich Nkombe zum Herrscher über beide Völker. Doch er konnte den Ausbau seiner Macht nicht lange genießen und starb 1874 durch Vergiftung. Die Faktoreien verließen daraufhin Adolinanongo und siedelten auf die in der Mitte des Flusses liegende Insel Azangé über, die Bewohner von Adolinanongo folgten.

Die auf der Insel lebenden Galoa siedelten an der Inselfspitze (Ewonjwenenge), an einem Oyénano (= wo sich alle treffen) genannten Ort. Dem Dorf, das sie dort errichteten, gaben sie den Namen Anongolembani, was „*ihr Völker, versucht (es)*“ bedeutet. Durch Einschleichen der Silbe „*re*“ in der Bedeutung „*doch einmal*“ wird daraus Anongolembareni oder kurz Lembareni: „*versucht es doch einmal*“.

Der Wille, sich dauerhaft an diesem Ort anzusiedeln, wurde also begleitet von der Warnung an andere, dieses Dorf anzugreifen.

Das mag an die Adresse der Fang gerichtet gewesen sein, die von Norden kommend zum Ogowe vorgedrungen waren, der den Waldbewohnern Respekt oder gar Angst einflößte.

Aus Lembareni machten die Franzosen Lambaréné, wobei der Name am Anfang nur die Siedlung auf der Inselfspitze bezeichnete, später dann auch das Siedlungsgebiet auf beiden Ufern des Flusses. Damit ist die Bedeutung des Wortes Lambarene zweifelsfrei geklärt. Die schöne Geschichte, die den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildete, muss nun leicht umgeschrieben werden. Nach der Ansiedlung auf der Insel haben die Galoa nicht sich selbst mit einem „*wir wollen es versuchen*“ Mut gemacht, sondern anderen warnend „*lembareni - versucht es doch einmal*“ entgegengerufen. Aber das ist eine ebenso schöne Geschichte.

#### Anmerkungen

- 1 Verena Mühlstein hat bereits 2001 in ihrer Biografie von Helene Schweitzer Bresslau auf diesen Irrtum hingewiesen, doch blieb das weitgehend unbemerkt.
- 2 Zum Sprachraum der Myèné gehören sechs Völker gemeinsamen Ursprungs, die von kleinen Unterschieden abgesehen die gleiche Sprache, das Myèné oder Omyèné, sprechen: Mpongwè, Orungu, Nkomi, Adyumba, Enenga und Galoa. Letztere werden auch Galwa geschrieben.

#### Quellen:

Albert Aléwina Chavihot: Les Adyumba du Gabon, Libreville 1992.

Albert Aléwina Chavihot : Pèle-Mêle, Libreville 2013.

Annie Merlet: Légendes et histoire des Myéné de l'Ogooué, Libreville 1989.

Walter Munz: Albert Schweitzer im Gedächtnis der Afrikaner und in meiner Erinnerung, 1991.

Pasteur Ogoula-M'Beye: Galwa ou Edongo d'antan, aus dem Galwa übersetzt von Paul-Vincent Pounah, Fontenay-le-Comte 1978.



# *Begegnungen*

*Hulda Rohrbach mit Adouma Papa*

## 90-jährige Lambarene-Krankenschwester als erste Besucherin im neuen Albert-Schweitzer-Zentrum Offenbach: Hulda Rohrbach

Kaum hatten wir in Offenbach die letzten Umzugskisten geleert, konnten wir zu Beginn dieses Jahres ein ungewöhnliches Besucherpaar begrüßen. Aus Anlass ihres 90. Geburtstages, den sie zuvor im Dezember vollenden konnte, wollte sie das neue Albert-Schweitzer-Zentrum mit der Dauerausstellung zu Leben und Werk Albert Schweitzers kennenlernen. Und dies hatte einen besonderen und zugleich doppelten Grund: Die Jubilarin, Frau Hulda Rohrbach, war von 1962 bis 1965 (in den letzten Lebensjahren Albert Schweitzers) und von 1966 bis 1968 Krankenschwester im Lambarene-Spital. Dort lernte sie auch ihren späteren Ehemann kennen.

Dass sie es einmal dorthin verschlagen könnte, hatte sich die Schweizerin aus Bern nicht träumen lassen. In den Jahren zuvor hatte Hulda Rohrbach eine gesicherte Stellung als Krankenschwester in einer Psychiatrischen Klinik mit der Aussicht, zur Stationsleiterin aufzusteigen. Wie sie berichtet, war ihr Albert Schweitzer und sein Urwaldspital bislang unbekannt. Davon erfuhr sie erst durch eine Schwesternkollegin in der besagten Psychiatrie. Diese Kollegin war von der Idee beseelt, selbst nach Afrika zu gehen, um sich Schweitzer als Spitalhelferin anzudienen. Damit nicht genug bekniete sie Hulda Rohrbach, sie dorthin zu begleiten, da sie sich diese weite Reise alleine nicht zutraue. Hulda Rohrbach erinnert sich, dass sie nicht die geringste Lust verspürte, auf dieses Ansinnen einzugehen. „*Was sollte ich im fernen Afrika*“, erzählt sie, „wo ich mich hier in der Psychiatrie gut aufgehoben fühle“. Außerdem hielt sie sich auch aus fachlichen Gründen zu einem solchen Unternehmen für völlig ungeeignet. Schließlich benötigte der Urwalddoktor eine handfeste Krankenschwester mit Kenntnissen in breit angelegten

medizinischen Pflegebereichen, aber nicht eine, die sich bloß mit psychiatrischen Fällen auskennt. Doch alle Gegenargumente nützten nichts. Die Kollegin ließ nicht locker und konnte Schwester Hulda schließlich ihre Einwilligung abringen. Ohne einen Grund anzugeben, kündigte Hulda Rohrbach ihre Stelle in der Psychiatrie und machte sich an die umfänglichen Reisevorbereitungen. Jedoch als der geplante Abreisetermin näher rückte, teilte ihr die Kollegin plötzlich mit, dass sie die Reise nicht antreten könne, weil ihre Großmutter verstorben sei und sie sich um die Beerdigungsangelegenheiten kümmern müsse. Nun stand Hulda Rohrbach, die sich eigentlich gar nicht zum Dienst in Afrika berufen fühlte, völlig geplättet alleine da. Doch ein Zurück kam für sie schon wegen der Kündigung nicht mehr in Frage. Aber alleine diese unbekannte weite Reise antreten? Es fügte sich, dass sich eine Begleiterin fand, eine Dame, die als Köchin nach Lambarene gehen wollte. Und so kam das ungeliebte Unternehmen doch noch zustande, mit nicht geahnten Folgen. Nicht nur fand Schwester Hulda in Lambarene an der Seite Albert Schweitzers und nach dessen Tod unter der Spitalleitung von Dr. Walter Munz ein unerwartet vielfältiges Wirkungsfeld, wie sie es später in einem Erlebnisbericht ausführlich und spannend festgehalten hat. Sie sollte dort auch den Mann ihres Lebens kennenlernen, mit dem sie bis heute verheiratet ist. Und das fügte sich auf noch abenteuerlichere Weise, was an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben soll.

Ihr Mann Arno Hamaekers nämlich unternahm, wie dieser erzählt, Mitte der 60-Jahre als Maschinenbau-Student zusammen mit Studienfreunden eine mehrmonatige Tour durch Afrika. Dazu hatten sie sich auf einem Schrottplatz mehrere ausrangierte VW-Busse „*zusammengebastelt*“ und durchquerten damit von Norden in Richtung Süden den afrikanischen Kontinent. Unterwegs eintretende unausbleibliche klimatische Widrigkeiten und technische Probleme mit den Bussen veranlassten zwei der Begleitteams zur vorzeitigen Rückkehr. Arno H. und sein Begleiter jedoch hielten an ihrem Vorhaben weiter unbeirrt fest. So kamen sie schließlich auch nach Gabun, wo Arno H. erstmals auf die Existenz von Albert Schweitzers Urwaldspital aufmerksam gemacht wurde. Also führte ihn die Reise auch nach Lambarene, wo sie ihr vorläufiges Ende finden sollte. Arno H. war von dem Spital derart beeindruckt, dass er beschloss, sich

dort im Rahmen seiner technisch-praktischen Fähigkeiten für längere Zeit nützlich zu machen. Er übernahm mit dem spital-eigenen LKW die Transportdienste zur Beschaffung von Kochbananen und sonstiger Bedarfsgüter. So fügte es sich, dass er diesen Fahrdienst von Siegfried Neukirch übernehmen konnte, der nach Jahren treuer Mitarbeit kurz zuvor nach Deutschland heimkehrte. Es war dann nur noch eine Frage der Zeit, dass sich Hulda Rohrbach und Arno H. kennen und lieben lernten.

Wie Arno H. in seinem Bericht abschließend anmerkt, hat er es verständlicherweise nicht bereut, für sein Afrika-Abenteuer, das für sein persönliches Leben eine so entscheidende Weichenstellung bedeutete, zwei seiner Studiensemester zu „opfern“.

Nach der Führung durch die Dauerausstellung des Albert-Schweitzer-Zentrums saßen die Jubilarin und ihr Ehemann noch lange mit mir bei einer Tasse Tee zusammen. Von ihren geschilderten Spitalerfahrungen um und mit Albert Schweitzer konnte ich nicht genug hören. Sehr spannend erzählte die geistig und körperlich beeindruckend rüstige Hulda Rohrbach allerlei Erlebnisse und humorvolle Anekdoten, die sie auch in ihrem erwähnten Bericht festgehalten hat.

An dieser Stelle danke ich ihr für die Erlaubnis, daraus im Folgenden einen kleinen Auszug wiederzugeben:

### **„Mehrfach-Titel**

*Als Krankenschwester wird man in Lambaréné nicht mit ‚Schwester‘, sondern mit ‚Mademoiselle‘ angesprochen. Dass man sich aber so leicht Sonder-Berufs-Titel erwerben kann, hätte ich mir vorher nicht mal erträumt. Aber solche kann ich tatsächlich aufweisen. Da mein Haupt-Job spritzen ist, bringt mir das bei den Schwarzen schon den ersten Titel ein: ‚Mlle Piqure‘. Nur Spritzen geben füllt natürlich nicht immer den ganzen Tag aus, obwohl es eine schöne Menge sind (ich fühle mich fast wie am Fließband.) Also schaue ich bei meinen Kolleginnen vorbei, ob ich hier oder da etwas helfen kann. Das hat sogar den Vorteil, dass ich den Spital-Betrieb schneller kenne. Denn um sagen zu können, jetzt kenne ich mich ziemlich überall aus, dauert es Monate. Doch das bringt mir bereits den zweiten Titel ein: ‚Mlle Partout Partout‘. Infusionen und Bluttransfusionen gehören zwar in den Arbeitsbereich der jeweiligen Abteilungs-Schwester, aber es hat sich herum gesprochen, dass ich sehr gut intravenös stechen würde; was bei der schwarzen Haut oft nur mit ‚Glück‘ verbunden ist. So wurde*

*ich von den Kolleginnen hauptsächlich gebeten, Bluttransfusionen zu übernehmen. - Ja, mache ich (sogar gerne) denn ich habe wirklich viel Glück. Und auch Zeit: denn die Patienten müssen währenddessen ja auch noch überwacht werden. Zuerst wird allerdings das Blut beim Spender abgenommen (hier gib es keine Konserven) und dann zum Empfänger gebracht. Also sieht man mich, da öfter mal Blut benötigt wird, ständig mit Blutbeutel (sang-Beutel) unterwegs - und schon habe ich meinen dritten Titel: ‚Mlle Sang‘.*

### **Wie ein Sünder auf der Anklagebank**

*Von Dr. Müller, unserem Chefarzt, werde ich in die Grande Pharmacie gerufen, wo auch schon Dr. Schweitzer und meine Kollegin Anneke sind; sonst niemand. - ‚Au, das ist komisch, habe ich etwas verbrochen?‘, schießt es mir durch den Kopf. Der Grand Docteur heißt Anne und mich auf der Bank bei seinem Schreibtisch Platz nehmen und spricht Anne folgendermaßen an:*

*‚Ich habe gehört, Du hast zu viel Arbeit? - Ab sofort wird dir Hulda im Labor helfen! Führe sie gut in ihre neue Arbeit ein, dass sie möglichst schnell das Labor allein übernehmen kann.‘ Etwas unsicher will Anne sich rausreden mit, so schlimm wäre es nun auch wieder nicht, kommt aber an die falsche Adresse. ‚Nein, Du hast zu viel Arbeit, - und so was gibt es in meinem Spital nicht. Es bleibt dabei: Ab sofort übernimmt Hulda diesen Posten!‘ - Ende der Diskussion. Wie übergossene Hunde mit eingezogenem Schwanz dürfen wir abtreten. Ob ich will oder ob ich von der neuen Aufgabe schon etwas verstehe und es mir zutraue, werde ich gar nicht erst gefragt. Na ja, - hier ist eben Afrika und nicht Reichenbach in Meiringen (wo ich vorher gearbeitet habe). So, was heißt die neue Situation jetzt für mich? Blut-Senkungen machen ist ja das einzige, was ich in Meiringen an Laborkenntnissen erworben habe, aber hier muss ich auch mit dem Mikroskop umgehen lernen. - Für einige Zeit werde ich die Zimmerstunde und den Feierabend wohl ins Labor verlegen müssen, Bücher wälzen, stundenlang Lehrmaterial unterm Mikroskop anschauen und versuchen zu erkennen, zu unterscheiden und vor allem zu kapiern, was man da an Urin-Sedimenten und Sachen im Blut alles zu sehen bekommt. - Oh Schreck! Na ja, Vögel friss oder stirb! - Ich bin nun mal in Afrika.*

### **Labor**

*Zum Glück habe ich zwei Pfleger die hervorragende Arbeit leisten und mir mit Rat und Tat zur Seite stehen. Für mich sind zum Beispiel die*

Abstriche schwierig; ich bekomme sie nur zu dick oder zu dünn hin, so dass die Auswertung ungenau würde. Also macht N'dolo sie mir, damit sie auch brauchbar sind. Auch habe ich mich geweigert (übrigens das einzige Mal, dass ich eine Arbeit verweigert habe) die Auswertung der Abstriche selbst zu entscheiden. Denn an Hand von dem, was ich den Ärzten auf den Befundzettel schreibe, werden die Patienten ja dann behandelt - diese Verantwortung konnte ich einfach nicht auf mich nehmen! Zum großen Ärger für Dr. Munz, denn er musste es übernehmen. Er hätte eigentlich selbst schon genügend Arbeit, war sein bissiger Kommentar. Mir ging es aber nicht um weniger Arbeit, sondern: Wie soll ich in drei Wochen etwas können, wofür andere in Europa Jahre lang lernen müssen? Von Dr. Müller, dem Chef, wurde meine Entscheidung jedoch akzeptiert. Nachdem ich mich ein paar Tage einigermaßen eingearbeitet habe, gefällt mir die neue Arbeit sogar schon recht gut, denn einiges wird allmählich Routine. Aber - oha! - es gibt auch noch anderes: nämlich der Blutzucker vom Grand Docteur! Wegen einer nicht heilen wollenden Wunde am Bein, sollte sein Blutzucker kontrolliert werden - und das natürlich von mir. Irgendwann ist das Gerücht durchgesickert, dass unser Dr. Schweitzer recht wehleidig sei. - Oh je - und ich soll den in den Finger stechen! Mein Problem war, dass man für Blutzucker etwas mehr Blut braucht als für ein Blutbild. Das heißt, man muss tief genug stechen - oder halt noch mal. In Lamba sind wir zwar mit allem absolut ausreichend ausgerüstet, um zu helfen, aber vielleicht nicht nach Europa-Vorstellungen. So gibt es hier im Labor keinen Schnepper, wo die Tiefe des Stiches eingestellt werden kann, sondern die alt herkömmlichen Lanzetten. Für Blutzucker heißt das: Sticht man zu tief, tut es weh, sticht man zu wenig, muss eventuell ‚nachgedoppt‘ werden. Und das bei einem wehleidigen Grand Docteur ... Am Abend vor dem für mich so schweren Arbeitsgang ist einer meiner letzten Gedanken: Wenn es doch nur kein Morgen gäbe! Nun ist es aber doch Morgen - es hilft nichts, jetzt muss ich eben durch. Ich ziehe sogar eine frische Schürze an und schaue, dass mein Labor-Plateau ordentlich ist, damit der erste Eindruck wenigstens Vertrauen erweckend ist. Jetzt geht's mit viel Herzklopfen zum Zimmer des Grand Docteur.

Nach meinem etwas zaghaften ‚Cococo‘, ruft er: ‚Kum iine‘. Er ist gerade mit Rasieren fertig. Ich bitte ihn, auf seinem Hocker Platz zu nehmen. Aber oha: ‚Nichts da, du setzest dich hin‘. Unserem Grand Docteur zu widerreden ist absolut tabu. Also - er bleibt stehen, ich muss sitzen. (Hoffentlich entgeht ihm mein leichtes Zittern.) Ich bitte

um seine Hand, desinfiziere den Finger, doch bevor ich stechen kann, zieht er blitzschnell die Hand zurück und sagt: ‚Tue mir aber nid weh‘. (Also tatsächlich wehleidig.) Na dann - tut mir leid! - und der Stich sitzt. Jetzt nur noch schauen ob es reicht. - Jawohl, Glück gehabt: genau genügend und blutet auch nicht nach. - ‚Phuuu!‘ - Auf mein erleichtertes ‚Danke, Herr Doktor‘ sagt er, wie mir scheint, ebenfalls erleichtert: ‚Das hast du aber auch fein gemacht‘. Das war wieder eine Erfahrungs-Lektion für sich!

### **Adouma papa**

Adouma Papa, das ist ein älterer, ambulanter Patient bei Claudine. Beruflich habe ich nichts mit ihm zu tun, unterhalte mich aber gern mit ihm, weil er immer gute Laune hat, viel Humor, und stets zu einem Spaß bereit ist. Manchmal kann ich ihm heimlich eine Büchse Sardinen zuschieben, weil er angeblich alleine im Nachbardorf Adouma wohnt.

Heute kommt er mir etwas verwahrlost vor. Ich biete ihm an, sich im Sous Marin, dem Raum für OP-Vorbereitungen, zu waschen, was er auch annimmt. Inzwischen erbettle ich für ihn bei Danièle in der Wäscherei Hemd und Pagne, ein typisch afrikanisches Umhangtuch. Frisch, sauber und zufrieden macht er sich zurück auf den Heimweg. Das ist ungefähr eine Woche bevor mein erster Lamba-Aufenthalt endet. Zwei Tage vor dem Abschied kommt Adouma Papa ins Spital, sucht mich auf und fragt direkt: ‚Stimmt es, du gehst weg?‘ - ‚Ja‘ - ‚Gut, dann komme ich mit.‘ - ‚Ja Papa, das geht aber nicht, ich kann dich doch nicht mit nehmen.‘ - ‚Aber ohne dich will ich nicht mehr leben - dann sterbe ich eben.‘ - Obwohl der letzte Satz wie beiläufig gesagt ist, klingt er irgendwie doch überzeugend. Als ich nach einem Jahr Schweiz wieder da bin, frage ich Faustin nach Adouma Papa und kriege die traurige Antwort: ‚Ach Mlle, Dein Papa ist nicht mehr ins Spital gekommen und drei Tage, nachdem Du weg warst, gestorben.‘“



Roland Wolf

## Die Pacht des Kanzrains erneuert

Zum ersten Mal begegnen wir dem Kanzrain in einem frühen Brief Albert Schweitzers an Helene Bresslau mit Datum des 7. September 1902, also fünfeinhalb Monate nach der am 22. März zwischen beiden besiegelten Freundschaft:

*„Ich sitze auf meinem Felsen und lese Schleiermachers wunderbar schöne Reden über die Religion. Mein Felsen liegt über dem Tal, eine kleine Wildnis, von Reben umgeben. Gaisblatt und Brombeer kämpfen um die Herrschaft, blaue Schlehen und rote Hagebutten erzählen von der vergangenen Frühjahrspracht. (...) Alles ist eingetaucht in einen blauen duftigen Schleier, aus dem die ferne Gebirgskette schemenhaft emportaucht (...)“.*

In zahlreichen weiteren Briefen aus Günsbach beschreibt Schweitzer, wie er sich, oft in Begleitung seines Hundes, zu seinem über dem Dorf und dem Münstertal gelegenen Felsen begibt, um dort nachzudenken oder zu arbeiten.

Schweitzers Nichte Suzanne hat ihren Onkel damals oft begleitet. Wenn Schweitzer sie aufforderte *„komm mit auf den Kanzrain“*, dann war es für sie *„etwas vom Schönsten, was mein Onkel mir sagen konnte“*. Oben *„saß dann das kleine Mädchen mäuschenstill neben dem Mann, der dachte und schrieb“*. Immer wieder saßen die beiden auf dem Felsen, *„er und das Kind, das heranwachsende Mädchen, die Frau“*.

Als in den 1950er Jahren der Münchner Bildhauer und Rodin-Schüler Fritz Behn nach Günsbach kam, 57 lebensgroße Zeichnungen von Schweitzer anfertigte und schließlich daraus die Idee eines Denkmals entwickelte, gab es für Schweitzer nur einen Platz, wo es – selbstverständlich nach seinem Tod – aufgestellt werden sollte, wie er an Behn schrieb:

*„Wo soll es nach meinem Tode in Günsbach aufgestellt werden? Auf dem Platze vor der Kirche auf dem Schulhof (wo ich als Knabe spielte) und auf die Straße herabschaute, aus dem Schatten von Bäumen heraus, also noch dem Dorfe angehörend? Oder: auf meinem Felsen? Denn dort war ich der, der mit Denken beschäftigt war. Dort ist meine geistige Heimat, dort möchte ich in Stein fort und fort verweilen, und dass man mich dort aufsucht. Für den Transport der Statue könnte man einige Treppenstufen in den Stein hauen. Dort würden die, die mir ein Gedenken weihen, mich besuchen und das Rauschen des Flusses vernehmen, das mein Sinnen als Musik begleitete. Auf dem Felsen ist Kultur und Ethik entstanden und sind der historische Jesus und der historische Paulus wiedererstanden. Dort bin ich ganz zu Hause, dort in jener schöpferischen Einsamkeit will ich in Stein weiter verweilen, das Rauschen des Flusses, die Glocken der Kirche, in der ich predigte, weitervernehmend, das Spiel der Wolken weiter verfolgend, die Wandlungen der Jahreszeiten weiter erlebend ...“*

Vier Jahre nach Schweitzers Tod wurde am 29. Juni 1969 das Denkmal feierlich eingeweiht. Doch keinem der Redner war damals bewusst, dass sie auf Schweitzers Grund und Boden standen. Denn dieser Platz hatte für ihn eine so große Bedeutung gehabt, dass er ihn vor seiner Ausreise nach Afrika von der Gemeinde pachten wollte. Am 27. Februar 1913 fasste der

Gemeinderat einen entsprechenden Beschluss, und so wurde am 18. März folgender Vertrag unterzeichnet:

*„Zwischen der Gemeinde Günsbach, vertreten durch ihren Bürgermeister, Herrn Hindermann, hierzu ermächtigt durch Gemeinderatsbeschluss vom 27. Febr. 1913 einerseits und dem Universitätsprofessor Herrn Dr. phil Dr. med. Albert Schweitzer in Günsbach anderseits ist heute folgender Vertrag geschlossen worden:*

*Die Gemeinde Günsbach tritt an Herrn Dr. Schweitzer, hier, ein im Gewinn Kanzrain gelegenes Brachstück ab (...). Herr Dr. Schweitzer erhält das Grundstück in Erbpacht gegen einen jährlichen Zins von 1 M – eine Mark –, doch muss der das Grundstück kreuzende Weg erhalten bleiben“.*

Es ist nicht überliefert, wie und wie lange Schweitzer die Pacht entrichtete, wieviel französische Francs aus der Deutschen Mark wurden und wie es nach seinem Tod weiterging. Hat Rhena nach dem Tod ihres Vaters die Zahlung fortgesetzt, und was war nach ihrem Tod 2009?

In der Regel wird ein Erbpachtvertrag für einen Zeitraum von 99 Jahren beschlossen, dann wäre er 2012 ausgelaufen. Doch das war beim Günsbacher Vertrag nicht der Fall, er enthält keine zeitliche Befristung. Wie dem auch sei, die AISL als Bewahrerin von Schweitzers Erbe in Günsbach hat sich kürzlich an die vertragliche Abmachung mit der Gemeinde erinnert und will sie erneuern. Eine entsprechende Anfrage fiel auf offene Ohren. In der Sitzung vom 10. Februar 2023 bestätigte der Gemeinderat den Vorschlag zur Erneuerung des Vertrags zwischen „Schweitzer“ und der Gemeinde Günsbach über die Nutzung des Flurstücks Kanzrain.

Am 18. März 2023 – auf den Tag genau 110 Jahre nach Vertragsbeginn – unterzeichneten die Gemeinde und das Albert-Schweitzer-Haus feierlich den neuen Vertrag.

Roland Wolf

## Neues aus Kaysersberg

Kaysersberg ist in ganz Frankreich als eines der malerischsten Städtchen des Elsass bekannt und zieht jedes Jahr Hunderttausende von Touristen an. Für Schweitzer-Freunde ist es natürlich in erster Linie der Geburtsort Albert Schweitzers. Dem berühmtesten Sohn der Stadt wurde 1981 ein Museum gewidmet, das seit 2019 von der Gemeinde renoviert wird. Durch den Kauf des Geburtshauses konnte das künftige Schweitzer-Zentrum, das in erster Linie dem Friedensnobelpreisträger gewidmet sein wird, bedeutend vergrößert werden. Es wird eine willkommene Ergänzung des Museums in Günsbach darstellen, mit dem es einen touristischen Verbund bilden soll.

Die Umbauarbeiten sollen im Juni 2023 beendet werden, die Einweihung im Sommer erfolgen.





Christoph Wyss

## Monique Egli-Eckert (21.9.1939 - 3.7.2022)

Monique Egli ist bei sehr vielen Schweitzer-Freunden als die älteste Enkelin von Albert und Helene Schweitzer-Bresslau bekannt. Sie hat sich, zusammen mit ihrem Mann Hanspeter, sehr stark für das Werk ihres Großvaters und seiner Ethik der „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ eingesetzt.

Besonders am Herzen lagen Monique die Kinder. Sie besuchte daher sehr oft die Albert-Schweitzer-Kinderdörfer in Deutschland. Gute Beziehungen hielt sie auch zum Albert-Schweitzer-Haus in Königfeld, Schwarzwald, in dem die geliebte Großmutter Helene Schweitzer bis zu ihrem Tode lebte.

Monique wurde kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 21. September 1939 als älteste Tochter von Rhena Schweitzer

und Jean Eckert in Frankreich geboren. Bald zog sie mit ihren Eltern und der Großmutter in die Schweiz nach Männedorf und wuchs dort zusammen mit ihren beiden Schwestern Christiane und Cathrine sowie dem Bruder Phillip auf.

Eine besondere Beziehung pflegte Monique zu ihrer Großmutter, die ihr oft beistand und sie, wesensverwandt, auch verstand. Als Helene Schweitzer 1957 starb, war dies für die 18-jährige Monique ein herber Schlag.

Während der Schulferien im Sommer wurden die Enkel von ihrem Großvater gerne nach Lambarene eingeladen. Für Monique waren das sehr nachhaltige und glückliche Wochen. Von den einheimischen Kindern wurde sie geliebt und sie machte sich viele Freunde. Besonders geschätzt wurden an Monique auch ihr Humor und ihr Lachen, welche manche ernsthafte Situation zu einem guten Ende brachten.

Ihr Großvater hatte für sein Personal strenge Regeln festgelegt. Diese galten in gleicher Weise auch für seine Enkel. Doch Monique hielt sich oft nicht daran und fuhr, ohne um Erlaubnis zu fragen oder sich gar abzumelden, mit der Piroge vom Spital nach Lambarene. Die am nächsten Tag folgende Schelte seitens ihres Großvaters nahm sie gelassen hin – und führte ihre Ausflüge unbekümmert fort.

Nach der Schule absolvierte sie eine Lehre als Krankenschwester und Arztsekretärin und arbeitete in verschiedenen Stellen. So im Jahre 1962 auch beim Blutspendedienst des Roten Kreuzes in Basel. Im November dieses Jahres begegnete sie bei einer Blutabnahme Hanspeter. Beide waren sich sofort sympathisch und anfangs 1963 erfolgte die Verlobung und bald darauf die Hochzeit.

Die Hochzeitsreise führte sie, auf Einladung ihres Großvaters, für einen Monat nach Lambarene. Dass sie diesen Monat zusammen mit ihrem Mann bei Albert Schweitzer verbringen durfte, war beiden Zeit ihres Lebens eine Quelle der Inspiration.

Bald schon erblickten ihre beiden Kinder Marcel und Catherine die Welt. Monique kümmerte sich um ihr Haus und die Familie. Als die Kinder älter wurden, fand Monique auch wieder Zeit, sich vermehrt für das Werk ihrer Großeltern einzusetzen. Während vieler Jahre unterstützten Monique und Hanspeter Sonja Poteau in Günsbach bei Führungen und Archivarbeiten.

Sie war über viele Jahre ein aktives Mitglied im Schweizer Hilfsverein und war sozusagen die Verbindung zur Familie Schweitzer.

Auch in der Internationalen Vereinigung, der AISL, engagierte sie sich und war immer interessiert, was in Günsbach passiert. Sie verfolgte sehr aufmerksam den Neubau der Museumserweiterung und bedauerte es sehr, dass sie im Mai 2022 nicht an der Einweihungsfeier teilnehmen konnte.

Immer nahm Monique an den Albert-Schweitzer-Tagen teil und auch die Treffen der Ehemaligen von Lambarene besuchte sie gerne. Für mich waren diese Ehemaligentreffen immer sehr interessant, wurde doch viel aus dem Leben im Spital und dem Zusammenleben erzählt.

Gerne hielt Monique auch Referate in Altersheimen, Schulen und Kirchgemeinden. Dazu kam auch, wie schon erwähnt, ihr Engagement für die verschiedenen Kinderdörfer. Ihr liebstes Thema war ihre Großmutter, die immer etwas im Schatten ihres berühmten Mannes stand und für die sie sich stark machte. Im Laufe der Jahre waren es über 200 Vorträge. Für ihre Aktivitäten wurde Monique 2010 mit dem Albert-Schweitzer-Preis der Kinderdörfer und Familienwerke ausgezeichnet.

In den letzten paar Jahren wurde es ruhiger um Monique und Hanspeter. Gesundheitlich bekundete Monique immer mehr Mühe und beide waren froh, aus ihrem Heim nach Dornach in eine Alterswohnung ziehen zu können. Dort ist Monique am 3. Juli vergangenen Jahres friedlich eingeschlafen.

Ich hatte das Glück, Monique erstmals am Albert-Schweitzer-Tag 1995 in Chur kennenzulernen. Sofort hat sie mich unter ihre Fittiche genommen und es entstand eine Freundschaft. Da Monique und Hanspeter einen Wohnwagen in Unterseen stationiert hatten, war ich oft bei ihnen zu Besuch. Wir schätzten die gegenseitigen Gespräche und ich erfuhr viel über Albert Schweitzer und seine Familie.

Monique konnte sehr schnell das Vertrauen von Menschen erobern. Sie war offen, interessiert und nahm auch an den Schicksalen ihrer Freunde teil. Oft kam, ganz unverhofft, ein Telefonanruf von Monique, die wissen wollte, wie es mir und der Familie geht und was ich in Lambarene und auch in Günsbach erlebt habe. Pünktlich zu jedem Geburtstag wurde ich angerufen.

Mir wird, wie all ihren Freunden und der Familie, Monique fehlen und durch ihr heiteres und offenes Wesen stets in Erinnerung bleiben.

Susanne Pichon

## Mein nächtliches Bisschen Albert Schweitzer. Oder: Was Dunkelheit mit der Ehrfurcht vor dem Leben zu tun hat

„Licht tut was!“, sagt Manuel Philipp fast ein wenig trotzig und klickt weiter zum nächsten Bild, auf dem ein Laubbaum zu sehen ist. Dieser trägt, so ganz anders als seine Nachbarn in der Reihe, noch fast vollständig seine grünen Blätter. Verdutzt starre ich das Bild an, finde aber den Fehler nicht ... Der Bodenstrahler ist es, erklärt uns der Dozent – der macht, dass der Baum im Spätherbst noch seine Blätter hat, weil er durch die nächtliche Bestrahlung nicht merkt, wie kurz die Tage schon geworden sind. Wahrscheinlich erfriert er, wenn die Tage eisig werden.

Eigentlich hatten mir die ersten fünf Minuten des Vortrags über Lichtverschmutzung schon gereicht: Dass die Erde immer heller wird, hat Philipp erklärt und dass Falter ihren Weg zum Bestäuben der Bäume nicht mehr finden, weil sie durch dauerbrennende Laternen abgelenkt werden, dass Fledermäuse beleuchtete Straßen nicht überqueren können und Aale helle Brücken nicht unterschwimmen, weil beides wie Lichtschranken wirken. Ich will davon nichts hören, rein gar nichts.

Licht tut etwas, das war mir schon bald klar geworden, als ich mich im Zuge unseres geplanten Parkplatzmegabaus in unserer kleinen Stadt, bei der Altbaumbestände gerodet, Teilversiegelungen vorgenommen und die Fläche großzügig ausgeleuchtet werden würde, über Lichtverschmutzung informiert habe. Dabei bin ich an Manuel Philipps preisgekrönter, gemeinnütziger Organisation „*Paten der Nacht*“ nicht vorbeigekommen. „*Ich will die Leute aufklären und ihnen Lösungswege aufzeigen, denn jeder von uns kann etwas tun!*“, erklärt er mir bei einem Telefonat, das ich in meiner Absicht, diesen Parkplatzwahnsinn zu stoppen, mit ihm führe. Philipp lädt mich hiernach spontan zu seinem nächsten Vortrag in Erlangen ein.

Der studierte Physiker hat sich den Kampf gegen die nächtliche Lichtverschmutzung auf die Fahnen geschrieben, reist durchs ganze Land, Österreich miteingeschlossen und tut genau das: Flyer verteilen, Vorträge halten, Firmen für das Projekt „22 Uhr – Licht aus“ gewinnen, bei dem es darum geht, die Beleuchtung von Schaufenstern, Werbeflächen und Parkplätzen so früh wie möglich abzuschalten. „Funktionieren“, so Philipp weiter, „tut das Ganze nur über finanzielle Anreize: Wenn die Geld sparen können, sind sie besser zu überzeugen. Und dabei ist das für unsere Artenvielfalt – oder besser: die gesamte Biodiversität – so wichtig“. Ich ertappe mich dabei, wie ich bei diesen Worten ganz von selbst bei Albert Schweitzer gelandet bin. Leben, das leben will, inmitten von Leben, das Leben will – ein Synonym für Biodiversität, wie ich es verstehe.

„Also macht das Licht aus!“, fordert uns unser Redner auf und zeigt uns ein Bild vom Sternenhimmel, den die wenigsten so jemals gesehen haben dürften. Der Physiker fährt weiter fort mit praktischen Tipps, die jeder von uns sofort umsetzen kann: Möglichst geringe Lumen-Werte nutzen, Streulicht nach oben vermeiden, also Lichtquellen nach unten richten, je gelber die Lichtfarbe, desto besser, Bewegungsmelder einsetzen und Licht überhaupt nur einschalten, wo es wirklich nötig ist. So können tag- wie nachtaktive Lebewesen geschützt und Energie und CO<sub>2</sub> deutlich eingespart werden.

Philipp kommt langsam zum Ende seines Vortrags: „Wir beleuchten unseren Planeten, als gäbe es kein Morgen und vergessen dabei, dass es Lebewesen gibt, die ein Recht auf Dunkelheit haben“.

Und schon bin ich wieder bei Schweitzer: es ist die Ehrfurcht vor dem Leben, die uns ganz von selbst dazu veranlassen muss, jetzt und sofort das Licht zu löschen – damit das Leben, das leben will, nun mal leben kann inmitten von Leben, das leben will. Ich bin fest davon überzeugt: „Licht aus!“ wäre ganz in Schweitzers Sinne gewesen.



Spendenkonto bei der GLS-Bank:  
IBAN: DE33 4306 0967 1299 0929 00

Spendenkonto-Adresse PayPal:  
paypal@paten-der-nacht.de



## Buchbesprechungen

Albert Schweitzer und die Katze Sissi an seinem Schreibtisch in der „Grande Pharmacie“.

Christoph Wyss

ROLAND WOLF:

**ALBERT SCHWEITZER UND SEIN SPITAL IN LAMBARENE.**

60 JAHRE UNMITTELBARES MENSCHLICHES DIENEN.

BEITRÄGE ZUR ALBERT-SCHWEITZER-FORSCHUNG BD. 13,

BERLIN 214 S., ISBN: 978-3-643-25032-2



Roland Wolf ist ein profunder Kenner des Albert-Schweitzer-Spitals in Lambarene. Nach seinem Studium war er während sechs Jahren Gymnasiallehrer im Gabun. Oft besuchte er das Spital in Lambarene und begann sich für Albert Schweitzer zu interessieren. Wolf wurde Mitglied im deutschen Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital und übernahm auch dessen Präsidium. Damit wurde er auch Mitglied in der Internationalen Spitalstiftung, die er von 2007 – 2010 präsidierte.

Während seiner zahlreichen Aufenthalte, als Stiftungsratsmitglied und auch als Reiseleiter mit interessierten Personen, lernte er das Spital, die Mitarbeiter, aber auch die auftauchenden Probleme ausgiebig kennen. Die wechselvolle Geschichte des Spitals hat Roland Wolf immer interessiert.

Mit dem vorliegenden Buch gibt uns der Autor einen einzigartigen Einblick in die lange Vorgeschichte, den ersten Aufenthalt 1913 und den stetigen Ausbau des Spitals bis zum Tode Schweitzers 1965.

In den Publikationen der europäischen Hilfsorganisationen wurde schon viel über die Entstehung des Spitals und das Verhältnis Schweitzers zur Pariser Mission publiziert. Es ist aber das erste Mal, dass ein Autor alle zur Verfügung stehenden Akten minutiös auswertet und sich ausführlich mit den Beziehungen zwischen Albert Schweitzer und der Pariser Mission beschäftigt.

Wohl waren die Probleme mit der Pariser Evangelischen Mission bekannt, die Schweitzer im Laufe der Jahre überwinden musste. Das Ausmaß dieser Schwierigkeiten erstaunt jedoch

auch die Kenner der Geschichte. In seinen Publikationen war Albert Schweitzer immer sehr zurückhaltend, wenn es um das Verhältnis zur Missionsgesellschaft ging.

Heute sind viele Archive erschlossen und für die Forschung zugänglich. So konnte Roland Wolf die Verhandlungen Schweitzers mit der Missionsgesellschaft Schritt für Schritt aufzeichnen. Seine Briefe an die Gesellschaft, ihre Antworten und Forderungen als auch die Protokolle der Missionskommission wurden mit Briefen an seine Frau Helene und Freunde verglichen. So ist es dem Autor gelungen, zum ersten Mal die „wirkliche“ Geschichte des Spitals zu erzählen.

Für viele konservative Mitglieder der Missionsgesellschaft war Schweitzer zu liberal und sie hatten Angst, dass Schweitzer nicht nur als Arzt, sondern auch als Missionar tätig sein und ihrer Meinung nach den falschen Glauben verkünden würde. Der Geschäftsführer Boegner als auch sein Nachfolger waren Schweitzer wohlgesinnt und so kam es, dass besonders konservative Mitglieder unter Protest aus dem Gremium zurücktraten.

Nach einer langen Vorgeschichte konnten Albert und Helene Schweitzer 1913 nach Lambarene auf die Missionsstation von Andende reisen und gemeinsam ihr erstes Spital aufbauen. Dass Schweitzers als Elsässer seit Beginn des Ersten Weltkrieges Probleme bekamen, vereinfachte das Zusammenleben auf der Missionsstation nicht.

Als Schweitzer sich 1923 entschied wieder nach Lambarene zu gehen und das Spital weiterzuführen, ging der Disput mit der Missionsgesellschaft von neuem los. Wem gehört das Spital, wo genau soll es gebaut werden, damit es das Leben der Missionare und der Mission nicht stört? Als Schweitzer mit seinem Mitreisenden Noël Gillespie ankam, musste er feststellen, dass die Gebäude seines Spitals zusammengefallen waren. Parallel zum Spitalbetrieb mussten diese neu erstellt werden.

Die Versorgung der Patienten mit Nahrung bildete ein grosses Problem. So erwarb Schweitzer drei Kilometer flussaufwärts eine Konzession, auf der er Kochbananen und Maniok anpflanzen konnte. Bald schon erkannte er aber, dass er sich auf der Missionsstation nicht so entwickeln konnte, wie er sich dies wünschte und wie es die Situation erforderte.

So entschied er sich, trotz viel Arbeit, auf der erworbenen Konzession sein neues Spital zu erbauen, das er 1927 beziehen konnte.

Zeit seines Lebens baute Schweitzer. Dabei konnte er auf bewährte Mitarbeiter wie in den Anfangsjahren Hans Muggensturm aus der Schweiz und den einheimischen Zimmermann und Freund Monenzali zählen und später auf freiwillige Helfer aus vielen Ländern.

Das von Schweitzer erbaute Spital steht immer noch und kann besucht werden. Im Sinne des ersten Präsidenten des Gabuns, Léon Mba, hat die Spitalstiftung das Spital als Erinnerungsstätte an das Wirken Albert Schweitzers renovieren lassen.

Ich kann dieses Geschichtsbuch von Roland Wolf jedem empfehlen, der sich intensiv mit der interessanten, wechselreichen und teils komplizierten Geschichte des Spitals in Lambarene beschäftigt. Auch wenn Sie schon viel über das Werk Albert Schweitzers in Lambarene wissen, werden Sie ob der Fülle der neuen Erkenntnisse überrascht sein.

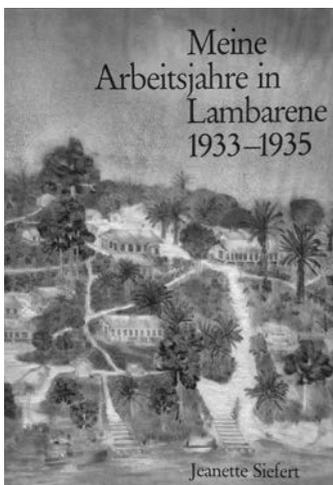
Roland Wolf

## Alltag in Lambarene: Pflegerinnen erzählen

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass bei fast allen Beschreibungen des Alltags in Lambarene die Person Schweitzers oder die ärztliche Praxis im Mittelpunkt stehen. Schweitzer selbst hat immer wieder zur Feder gegriffen und beispielsweise in seinen *Briefen aus Lambarene* (1924–1927) oder den *Briefen aus dem Lambaréné-Spital* (1930–1954) über den Alltag berichtet. Ein im Dezember 1958 von ihm verfasster und den Briefen hinzugefügter Bericht trägt sogar den Titel „*Der Alltag in Lambarene*“.

Neben der ärztlichen Tätigkeit im engeren Sinne vergisst er nicht, die Bedeutung der Helferinnen im ärztlichen Dienst und der Gehilfinnen im Haushalt, in der Küche, im Garten und den Pflanzungen und bei den Tieren hervorzuheben.

Wie aber dachten diese Helferinnen über ihre Tätigkeit? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich drei Bücher vorstellen, in denen Mitarbeiterinnen auf ihre Tätigkeit in Lambarene blicken. Die Verfasserinnen sind nicht Helferinnen aus dem engsten Umfeld Schweitzers wie Mathilde Kottmann, Emma Haussknecht, Ali Silver, die einen Großteil ihres Lebens in Lambarene zugebracht, aber keine schriftlichen Erinnerungen in Buchform hinterlassen haben. Das ist aber insofern kein Nachteil, weil bei Mitarbeiterinnen mit etwas mehr Abstand zu Schweitzer der Blick nicht durch eine rückhaltlose Bewunderung gekennzeichnet ist, und Kritisches nicht ausgespart wird.



Das in zeitlicher Hinsicht erste Werk sind Jeanette Sieferts Erinnerungen mit dem Titel *Meine Arbeitsjahre in Lambarene 1933–1935*. Das Vorwort von Harald Steffahn spricht eine Erfahrung an, die viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen machen mussten, und Jeanette Siefert in ganz besonderem Maße:

*„Jeanette Siefert brachte die Jahre 1933 bis 1935 in vielerlei Tätigkeiten zu, arbeitete in der Pflanzung, in der Küche, im Haushalt, auf dem Bau, versorgte Kleinkinder, Tiere, läutete die Glocke, hielt gar Predigten*

*(weil der evangelische Geistliche und Theologe Schweitzer nach urchristlichem Brauch das Wort der Bibel auch durch Laien verkünden ließ). Nur in ihrer erlernten Krankenpflege wurde sie nicht eingesetzt. Jeder musste dort dienen, wo er gerade am nötigsten gebraucht wurde“.*

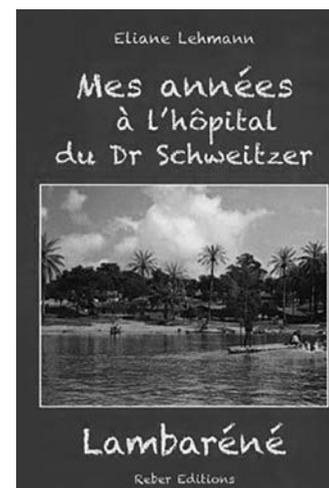
So kam es, dass die examinierte Kranken- und Säuglingschwester *„die Kranken und ihre Gebrechen nur von weitem sah“*, lediglich auf ihren Wunsch vom diensthabenden Arzt gerufen wurde, *„wenn interessante Krankenfälle kamen“*. Schweitzer war sich dieser Situation bewusst, deutete einen eventuellen zweiten Aufenthalt unter anderen Vorzeichen an. Und an einem der letzten Tage vor der Abreise kam Schweitzer in ihr Zimmer, und sie *„sprach auch über Trennendes, das aufgekommen war. Es wurde ausgesprochen, geklärt, ausgeräumt“*.

Beschreibungen des medizinischen Alltags kommen deshalb in Sieferts Erinnerungen nur am Rande vor, aus Miterleben und nicht aus eigener Tätigkeit. Dagegen erfahren wir Interessantes über den sonstigen Alltag im Krankendorf Lambarene: die vielfältigen Arbeiten im Haushalt, im Garten und den Pflanzungen, den Umgang mit den Tieren und die Betreuung der Kinder, sowie die willkommenen Abwechslungen in Form von Geburtstags- und anderen Feiern, an hohen Festtagen und bei Gottesdiensten. Hinzu kommen aber auch Betrachtungen über Krankheit und Tod, über die Polygamie und den Brautkauf.

35 Jahre nach Ende ihrer Tätigkeit reiste Siefert 1960 auf Einladung Schweitzers noch einmal nach Lambarene. Im letzten Kapitel ihrer Erinnerungen beschreibt sie die großen Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte, in denen das Spital *„seine Stille verloren“* hatte. In einem nunmehr großen Betrieb arbeiteten fünf Ärztinnen und Ärzte, 13 Pflegerinnen und 16 Heilgehilfen, dazu über 20 Helferinnen und Helfer in der Hauswirtschaft, den Pflanzungen und im technischen Bereich.

Jeanette Siefert beendet ihre Erinnerungen mit den Worten:

*„In diesem Bericht ist nicht viel von Herrn Schweitzer selbst die Rede gewesen. Aber wer von Lambarene erzählt, der spricht von ihm. Er steht hinter dem großen, gut funktionierenden Spital. Jedes Haus, jede Einrichtung ist sein Werk. Sein Geist waltet in dem Betrieb. Die Menschen, die hier arbeiten, versuchen es in seinem Sinne zu tun“.*



Der zweite Bericht stammt aus der Feder der elsässischen Krankenschwester Eliane Lehmann aus Riquewihir, die von Oktober 1956 bis Mai 1959 in Lambarene arbeitete.

Zwei Wochen nach ihrem 25. Geburtstag – dem von Schweitzer geforderten Mindestalter – hatte sie sich auf die Reise begeben. Im Gegensatz zu Siefert, die zusammen mit Schweitzer mit dem Schiff gereist und zwei (?) Wochen unterwegs gewesen war, bestieg Lehmann in Paris ein Flugzeug der Air France und

ein weiteres in Libreville, das sie zum Flugplatz nach Lambarene brachte. Dort wartete schon Sonja Müller, die spätere Madame Poteau. Mit dem Lastwagen und der Piroge wurde das letzte Stück zum Spital zurückgelegt, wo Albert Schweitzer und das Geläut der beiden Glocken die neue Pflegerin begrüßten.

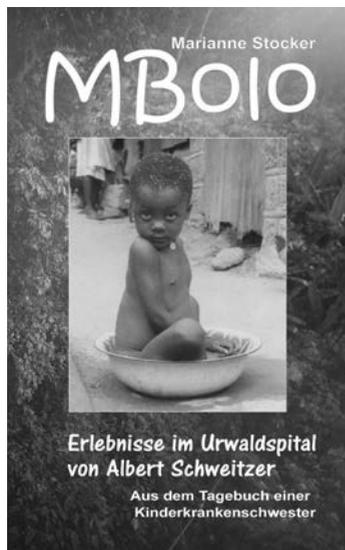
Wie Jeanette Siefert ist auch Eliane Lehmann die Idee zur Niederschrift ihrer Erinnerungen *Mes années à l'hôpital du Dr Schweitzer à Lambaréné* nicht sofort gekommen. Und so liegen fast 60 Jahre zwischen ihrer Tätigkeit und ihrem Bericht, der im

im Wesentlichen auf ihren Erinnerungen und einigen an ihre Eltern gerichteten Briefen beruht.

Das Buch ist in 13 Kapitel eingeteilt, die das Spital, das Personal, die Person Schweitzers, die Wohnungen, das Essen, die Tiere, Feste und Sonntage und schließlich im längsten Abschnitt ihre eigene Arbeit zum Thema haben.

Sie arbeitete zunächst bei den Neugeborenen, dann bei den Injektionen für die Erwachsenen, und schließlich wurde ihr von Schweitzer die Leitung des Lepradorfes anvertraut. Von fachfremden Aufgaben blieb sie mit Ausnahme der wenig geliebten Ausgabe der Essensration weitgehend verschont.

Nach ihrer Rückkehr aus Lambarene absolvierte Lehmann eine Ausbildung zur Hebamme in Lausanne und kehrte dann für die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft nach Gabun zurück. Sie arbeitete zunächst im Leprakrankenhaus von Ebeigne im Norden des Landes, später übernahm sie Vertretungen in Kamerun und Gabun. So kam sie auch in die vierzig Kilometer flussabwärts von Lambarene gelegene Missionsstation Ngomo und somit wieder in Kontakt zum Spital in Lambarene.



Das dritte Buch, das ich hier vorstellen möchte, ist 2022 von Marianne Stocker erschienen und trägt den Titel *Mbolo. Erlebnisse im Urwaldspital von Albert Schweitzer. Aus dem Tagebuch einer Kinderkrankenschwester*. Stocker arbeitete von 1961 bis 1963 in Lambarene und dann noch einmal von 1965 bis 1966 (im Buch irrtümlich 1967). Im Gegensatz zu Siefert und Lehmann kann sie sich auf Tagebuchaufzeichnungen stützen, ist also sehr viel präziser in den Schilderungen ihrer Erlebnisse und Beobachtungen und kann zahlreiche Personen mit ihrem Namen benennen.

Die zeitliche Struktur des Tagebuchs wird allerdings nur bei bedeutenden Ereignissen angedeutet: dem Schweizer Nationalfeiertag, Geburtstagen oder den Jahreszeiten. Innerhalb dieser lockeren Gliederung werden die Erlebnisse und Beobachtungen in kleinen Kapiteln mit vielfältigen Themen festgehalten, was die Lektüre sehr angenehm macht.

Von großem Interesse ist natürlich auch der zweite Aufenthalt, der den Tod Schweitzers und die Entwicklung des Spitals unter den Nachfolgern – Rhena Schweitzer als Direktorin und Walter Munz als Chefarzt – zum Gegenstand hat.

25 Jahre später, von August bis Oktober 1991, ist Stocker noch einmal nach Lambarene zurückgekehrt und vor allem als Museumsführerin im historischen Spital Schweitzers, neben dem in der Zwischenzeit ein neues Krankenhaus entstanden war. Auch nach einem Vierteljahrhundert konnte sie noch auf „alten Pfaden“ wandern, Wiedersehen mit Bekannten von früher feiern, vor allem aber stellte sie die Veränderungen fest, die die Frage nach der Zukunft des Spitals aufwarfen.

Wieder 22 Jahre später reiste sie anlässlich des Jubiläums zum 100. Jahrestag des Spitals zum vierten Mal nach Lambarene und kehrte noch skeptischer zurück: *„Die Zukunft des Albert Schweitzer-Spitals ist ungewiss. Es in seinem Sinne weiterzuführen in einer Zeit, wo sich schnell viel verändert, die Erwartungen und Bedürfnisse sich steigern, ist kaum möglich“*.

Jürgen Banholzer

GOTTFRIED SCHÜZ (HRSG.):

**ETHISCH WERDEN DURCH MUSIK? DIE EINHEIT VON ETHIK UND MUSIK IN DER SICHT ALBERT SCHWEITZERS.**

ALBERT-SCHWEITZER-REFLEXIONEN BD. 5, STIFTUNG

DEUTSCHES ALBERT-SCHWEITZER-ZENTRUM FRANKFURT/M.

2022, 140 S. ISBN: 978-3-944826-04-2



„Ethisch werden durch Musik? Die Einheit von Ethik und Musik in der Sicht Albert Schweitzers“: Dies ist der Titel des 2022 erschienen fünften Bandes der „Albert-Schweitzer-Reflexionen“, herausgegeben von Dr. Gottfried Schüz. Die Reihe versteht sich als Forum für „Texte, zu kurz für ein Buch, aber zu wichtig, um nicht publiziert zu werden“, Auseinandersetzungen mit Schweitzers Werk, „die in unsere heutige Zeit hineinwirken.“ (S. 2) Die in Band 5 versammelten Texte beschäftigen sich mit Schweitzers auf

das Kunstschaffen der Vergangenheit bezogenen Texten (Bach, Wagner) sowie mit seinem ethischen Denken, das ja auf nichts weniger abzielte als eine „große Renaissance“, „eine neue Menschheit“. (Schweitzer, S. 99)

Der Herausgeber eröffnet den Band mit einem eigenen Text über „Die ethische Dimension der Musik Johann Sebastian Bachs in der Sicht Albert Schweitzers“. Der Autor resümiert zunächst die biographischen Stationen von Schweitzers Bach-Studium und -Pflege, um dann die Frage zu stellen: „Was hat all das ... mit Ethik zu tun?“ - und näher: „Wie kommt man mit Schweitzer dazu, der Musik, und insbesondere derjenigen von Bach, eine ethische Dimension zuzusprechen?“ Was aus den Erklärungen, die Schweitzer seinem Orgellehrer Widor gab, auf dessen Bitten resultierte, war das Buch „J.S. Bach: Le musicien-poète“ (1905). Die Betonung des malerischen Elements der Bachschen Musiksprache hat Widor und seine Landsleute offenbar überrascht, doch ist das

Malerische nur eine Voraussetzung des Dichterischen, und dieses erst legt den Grund für das, was wir in der Musik Bachs als „jenseitig“, sogar „erlösend“ erleben. Darum ist Bach für Schweitzer ein Mystiker, der uns von der Unzulänglichkeit der diesseitigen Welt löst und mit einem Urgrund des Seins verbindet. Doch sieht Schweitzer, wie Schüz ausführt, in der „bisherigen Mystik“ die „Schwäche“, dass in ihr „der Mensch seine Individualität verliert und aufhört, ein in der Welt wirkendes Wesen zu sein.“ (S. 22) Schweitzer aber möchte etwas anderes: „Freiwerden von der Welt ..., um dadurch ethische Persönlichkeit zu werden und als solche in der besten Weise in der Welt zu wirken.“ (Ebd.) Schüz umreißt hier eine Perspektive, die es sich zu allen Schweitzer'schen Äußerungen über die inneren Frieden stiftende Wirkung Bachscher Musik dazuzudenken lohnt. In diesem Sinn handelt es sich um eine „friedensethische Wirkung“, die der Autor auch durch persönliche pädagogische Erfahrungen illustriert.

Der zweite Aufsatz, „Ethik und Ästhetik sind eins. Albert Schweitzers Ethik, geboren aus der Musik von Johann Sebastian Bach?“ von Martin Groß, umkreist dasselbe Gedankenfeld. Groß geht zunächst den philosophiegeschichtlichen Vorläufern und Anknüpfungspunkten für Schweitzers Unternehmung nach, in seiner Kulturphilosophie eine Geschichte der Ethik zu beschreiben und mit der „Ehrfurcht vor dem Leben“ die Ethik auf eine neue Stufe zu stellen. Groß liefert damit ein Seitenstück zu dem von Schüz beschriebenen Versuch Schweitzers, ein qualitativ neues Verständnis von Mystik zu erlangen. Offensichtlich spielt Schopenhauer eine hervorragende Rolle dabei, die Musik als ästhetische Triebfeder ethischen Handelns zu erkennen. Groß fragt, wie Schweitzer auf den neuen ethisch-ästhetischen Grundsatz von der Ehrfurcht vor dem Leben gekommen sei. Dazu skizziert er Schweitzers Biographie, insofern sie diesen mit Bach in Berührung brachte. Sodann umreißt er sein eigenes Verständnis der Musik Bachs. Zentral daran ist, dass Bach seine Musik in den Dienst christlicher Verkündigung und damit einer Aufforderung zu ethischem Handeln gestellt habe, Bach wolle belehren und erziehen. Es ist der geistliche Text, der, so Groß, „voller Ethik“ stecke, und dazu komme unterstreichend eine Musik „mit einer Ästhetik, der man sich nicht entziehen kann“. (S. 49) Diese Sichtweise scheint ihr Schwergewicht also nicht darin zu suchen, was

nur die Musik zu „sagen“ vermag, und zwar jenseits alles dessen, was „Worte“ zu sagen im Stande sind. Dass dennoch „ethische Kraft“ und „dazugehörnde Ästhetik“ in der „mystischen Erfahrung“ eine Einheit bilden, sucht der Autor durch Rekurs auf Ludwig Wittgenstein zu begründen.

**W**olf Kalipps Beitrag „Albert Schweitzer und die tiefenpsychologische Dimension seiner Kultur der Orgel“ widmet sich Schweitzers Spiritualitätsbegriff: Kindlicher Idealismus und Versenkung des homo ludens im künstlerischen Tun ebnet den Weg zu einer befreienden Innerlichkeit, die mit C. G. Jung als Ergebnis der „Individuation“ begriffen wird. Das mystische Erleben, auf das es Schweitzer ankam, und als dessen Objekt Kalipp Jungs „Numinosum“ ausmacht, finde in den „objektiven“ Klangeigenschaften der Orgel und jeder diesen Eigenschaften Rechnung tragenden Musik ein ideales Werkzeug. Die „Manifestation des Transpersonalen“ in Bachs Musik sei nicht nur Ursache ihrer universalen Wirkmächtigkeit, sondern auch Urgrund der Entwicklung dessen, was Kalipp Schweitzers „polyphone Persönlichkeit“ nennt.

**Ä**ußerst faszinierend ist es, Einhard Webers Erörterungen über „Albert Schweitzer und Richard Wagner – eine überraschende und erstaunliche Beziehung“ zu folgen. Weber stellt zunächst Schweitzers Begegnungen mit Wagners Werken dar, erst im Straßburger Opernhaus, später bei vier Besuchen der Bayreuther Festspiele, auch Schweitzers Bekanntschaft mit Cosima Wagner und seine Verehrung für diese. Schweitzer entriss Bach der „gekünstelten Theorie der reinen Musik, die gegen Wagner erfunden wurde“ (Schweitzer, zit. n. S. 80) und vertrat gegenüber Widor und Cosima Wagner sowie schließlich auch in seinem Bach-Buch die „Ansicht, dass Bachs Musik deskriptiv sei“. (Schweitzer, zit. n. S. 79) Umgekehrt sah Wagner in den Präludien und Fugen des Wohltemperierten Klaviers (wie sich Hans Richter erinnert, der diese mit Wagner durchspielte) „das Urbild der c-moll Symphonie Beethovens“, dann „wenn sie nach meines erhabenen Meisters Auffassung gespielt werden.“ (S. 83) Weber erörtert, inwiefern Wagner und Schweitzer, beide unter dem Einfluss Schopenhauers, durch eine Ethik des Mitleids verbunden sind. Er demonstriert, wie diese Ethik des Mitleids für Wagners Dichtung zum Ring und zum „Parsifal“ zentral sind. Weber legt dar, wie Schweitzer

in seiner Kulturphilosophie von der Diagnose eines „Niederganges der Kultur“ (Schweitzer, zit. n. S. 98) ausgeht und dennoch zu einer lebensbejahenden Ethik durchdringt, die dem Menschen Freiheit und Verantwortungsbewusstsein zuspricht. Damit beabsichtige er dasselbe wie Wagner, wobei Schweitzer auf die Kraft des objektiven Denkens baut und Wagner auf die Kraft des von seinen Werken hervorgerufenen Gefühlserlebnisses.

**D**en Blick in die unmittelbare Gegenwart richtet der Beitrag „Musik ist lebens-relevant! Albert Schweitzers Musikdenken für unsere Zeit“ von Paul Mertens. Ausgangspunkt sind der Stillstand des Kulturbetriebs im Gefolge der Covid-19-Pandemie und die Beobachtung, dass unser gegenwärtiges Gesellschaftssystem der Musik, sofern sie „von Interaktion mit körperlicher Präsenz“ lebt und Sammlung und Innerlichkeit befördert, eine allenfalls randständige Bedeutung zugesteht. Der sehr engagierte Beitrag beschreibt diese Situation aus verschiedenen Perspektiven und endet mit dem erschütternden Bericht der chinesischen Pianistin Zhu Xiao Mei, die während der Kulturrevolution die Um-erziehung im Arbeitslager psychisch nur überlebte dank eines versteckten Klaviers und einer heimlich angefertigten Abschrift des „Wohltemperierten Klaviers“.

**I**m letzten Beitrag des Bändchens „Mit dem Datenstrom zur Ehrfurcht vor dem Leben – Spotify und Albert Schweitzer“ beschreibt Eva Maria Bäcker Möglichkeiten des Zugangs zu Albert Schweitzer vermittelt der neuen Medien und schildert dort gemachte Begegnungen mit anderen Schweitzer-Interessierten. Sie interpretiert solche Erfahrungen mit dem WorldWideWeb als „stete Erneuerung des Erlebnisses des geistigen Einsseins mit dem unendlichen Sein.“ (Schweitzer, zit. n. S. 125)

**A**lles in allem liegt mit diesem fünften Band der Albert-Schweitzer-Reflexionen eine lesenswerte und anregende Textsammlung vor, die uns das Denken des Mannes nahebringt, den Stefan Zweig 1931 so treffend beschrieb als „eine einzige und einmalige, eine unwiederholbar gebundene Vielfalt.“<sup>1</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Stefan Zweig: Unvergeßliches Erlebnis. Ein Tag bei Albert Schweitzer, 1933, <https://www.projekt-gutenberg.org/zweig/histpers/chap004.html>



# *Anhang*

*Albert Schweitzer und die Mitarbeiter, die sich um das Geflügel, die Ziegen und Schafe kümmern.*

# Autorenverzeichnis

## JÜRGEN BANHOLZER

J. Banholzer, Dr. phil., studierte Kirchenmusik, Gesang und Musikwissenschaft. Seine Orgellehrer waren J.D. Christie, L. Lohmann und J. Boyer. Promotion über Sonaten der Liszt-Schüler Reubke, Draeseke und Violen. 2021 erschien die CD „*O güldnes Licht*“, eingespielt an der Hus-Schnitger-Orgel in St. Cosmae, Stade. Dem Johann Rosenmüller Ensemble seit vielen Jahren verbunden, war er Gast beim Freiburger Barockorchester, Musica fiata u.a. Zusammen mit M. Übellacker gründete er das Ensemble La Gioia Armonica, das unter seiner Leitung Ersteinstrumente bislang unveröffentlichter Werke vorlegte. Das Ensemble war Gast bei Festivals in verschiedenen europäischen Ländern.

## SUSANNE PICHON

Jahrgang 1978, Dr. med. vet., gebürtig in Offenbach am Main, ist selbstständige Tierärztin mit eigener, ambulanter Pferdefahrpraxis. Über verschiedene Assistenzstellen im In- und Ausland (Irland) hat sie ihr Weg nach Franken (in die Nähe von Würzburg) verschlagen, wo sie seitdem arbeitet und lebt. Zu Albert Schweitzer hat sie erst spät auf einer Infoveranstaltung anlässlich der Nacht der Museen vor rund 10 Jahren in Frankfurt gefunden und ist seither vor allem von Schweitzers Denken über die Tiere als unsere Mitgeschöpfe begeistert. Die Autorin verbringt ihre wenige Freizeit mit ihrem Pferd und dem Schreiben von (vornehmlich) Fachartikeln. Die Reportage über den von ihr tierärztlich betreuten Inklusionsgnadenhof ist dagegen im Rahmen einer Abschlussarbeit für eine Weiterbildung an der Deutschen Journalisten Akademie zu Berlin entstanden.

## KONSTANZE SCHIEDECK

Geb. 1943, Oberstudienrätin i. R., Studium der Evangelischen Theologie, Germanistik, Pädagogik, Philosophie. Seit 2002 Kreisbeauftragte der Evangelischen Landeskirche Hannover für Frauenarbeit für den Kirchenkreis Göttingen-Hildesheim. U. a.

Vortragstätigkeit über Länder des Weltgebetstages seit 40 Jahren und über das Ehepaar Schweitzer. Mitglied der Kirchensynode in Göttingen-Münden. Seit 2007 im Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e V., seit 2019 stellvertretende Vorsitzende.

## GOTTFRIED SCHÜZ

Geb. 1950, Dr. phil., Studium für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen und Schuldienst in Rheinland-Pfalz. 1994 bis 2014 Leiter des Staatl. Studienseminars für dieses Lehramt in Mainz. Berufsbegleitendes Zweitstudium der Philosophie, Evang. Theologie und Pädagogik mit Promotion in Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Seit 2006 Vorsitzender der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum Frankfurt am Main. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Pädagogik, Lehrerbildung, philosophischen Anthropologie und Ethik, vor allem über das Werk Albert Schweitzers.

## ROLAND WOLF

Geb. 1948, Dr. phil., Studium der Romanistik und Geographie; Studiendirektor i. R. Arbeitete von 1987–1993 als Fachberater und Lehrer für Deutsch in Gabun. Damals erste Kontakte mit dem Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene. Seit 1997 aktiv im Vorstand des DHV (Vorsitzender von 1998–2001), von 1996 bis 2014 Vertreter des DHV in der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL), und von 2014 bis 2019 Vertreter der AISL, von 2007–2010 Präsident des Stiftungsrats. Von 2001 bis 2019 führte er 32 Reisegruppen nach Lambarene. Seit Mai 2019 ist er wieder Vorsitzender des DHV.

## CHRISTOPH WYSS

Geb. 1957, diplomierter Kulturingenieur ETH und Ingenieur-Geometer. Besitzer eines eigenen Vermessungsbüros. Verheiratet und Vater zweier Kinder. Erste Bekanntschaft mit dem Leben und Werk Albert Schweitzers durch die Grossmutter und das Buch „*Mein Onkel Bery*“. Seit 1995 aktiv im Albert-Schweitzer-

Werk in der Schweiz und in der AISL; zuerst durch das Erstellen der Internetseite Schweitzer.org, dann als Mitglied im Comité Directeur der AISL und seit Mai 2001 als Präsident der Internationalen Albert-Schweitzer-Vereinigung. Von 2001 bis 2013 im Stiftungsrat des Spitals in Lambarene.

## Zu den Rundbriefen

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rundbriefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste „richtige“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum 77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst, so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Berichten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktionelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unterstellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten Weber bis 2006. Von 2007 (Ausgabe Nr. 99) bis 2019 (Ausgabe Nr. 111) war Dr. med. Einhard Weber verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe; 2020 hat dies Dr. Roland Wolf mit der Ausgabe Nr. 112 übernommen.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Ausgaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

# Impressum

**ALBERT SCHWEITZER ZENTRUM UND FRANKFURT**  
RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 115  
**JAHRBUCH 2023 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER**

ISBN: 978-3-9824432-2-5  
Herausgeber: Dr. Roland Wolf (V.i.S.d.P.)  
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital  
in Lambarene e. V., Juni 2023  
Ludo-Mayer-Straße 1, 63065 Offenbach am Main  
info@albert-schweitzer-zentrum.de  
www.albert-schweitzer-heute.de

Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren. Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Aufzeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne die vorherige Erlaubnis des Herausgebers.

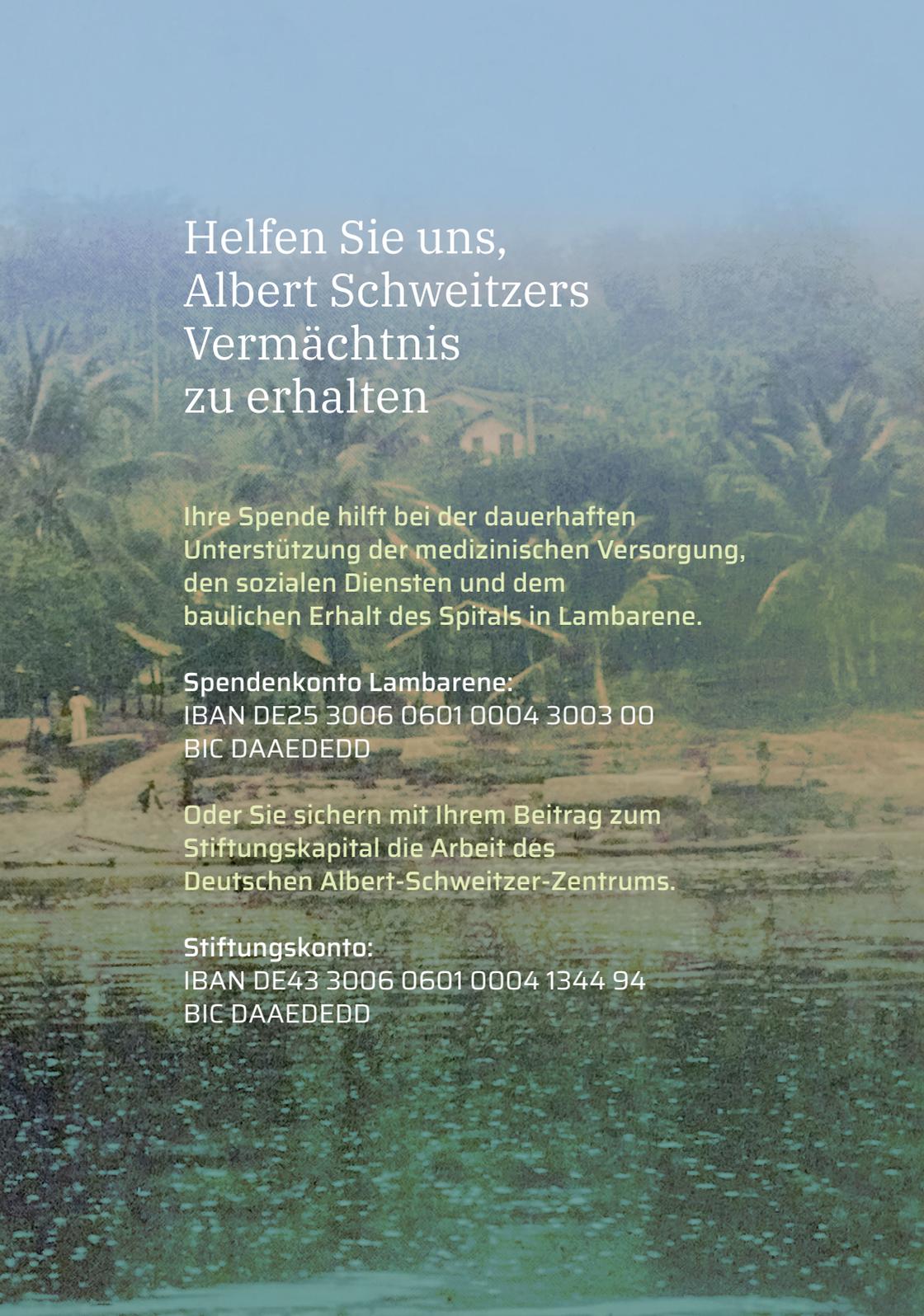
Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.

Die Inhalte der Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktion: Dr. Gottfried Schüz, Dr. Roland Wolf

Gestaltung, Satz: Redhome Design, Nana Cunz

Bildnachweis: Umschlag: Fotos aus dem Archiv des DASZ: Albert Schweitzer und Mitarbeiter feiern Weihnachten unter Palmen (U1); Die „Spitalstrasse“ zwischen der „Grande Pharmacie“ (Poliklinik) und der „Casa Bouka“ (Haus der Frischoperierten) (U4); Blick auf Spital und Fluss (U2/U3)  
Inhalt: Hulda Rohrbach (Seite 2/3, 100/101)  
Eberhard Wissel (Seite 10)  
Archiv des DASZ (Seite 52, 84, 108, 117, 130/131, 297)  
Dr. Roland Wolf (Seite 91, 94)  
Ralph Hammann - Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0, via Wikimedia Commons (Seite 111)  
Archiv Günsbach (Seite 112)



Helfen Sie uns,  
Albert Schweitzers  
Vermächtnis  
zu erhalten

Ihre Spende hilft bei der dauerhaften  
Unterstützung der medizinischen Versorgung,  
den sozialen Diensten und dem  
baulichen Erhalt des Spitals in Lambarene.

Spendenkonto Lambarene:  
IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00  
BIC DAAEDED

Oder Sie sichern mit Ihrem Beitrag zum  
Stiftungskapital die Arbeit des  
Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums.

Stiftungskonto:  
IBAN DE43 3006 0601 0004 1344 94  
BIC DAAEDED



Deutscher Hilfsverein  
**ALBERT SCHWEITZER**  
**SPITAL LAMBARENE**

[www.albert-schweitzer-heute.de](http://www.albert-schweitzer-heute.de)

Mit einem Vorwort von Roland Wolf;  
Textbeiträge von Jürgen Banholzer,  
Susanne Pichon, Konstanze Schiedeck,  
Gottfried Schüz, Roland Wolf und  
Christoph Wyss



ISBN 978-3-9824432-2-5